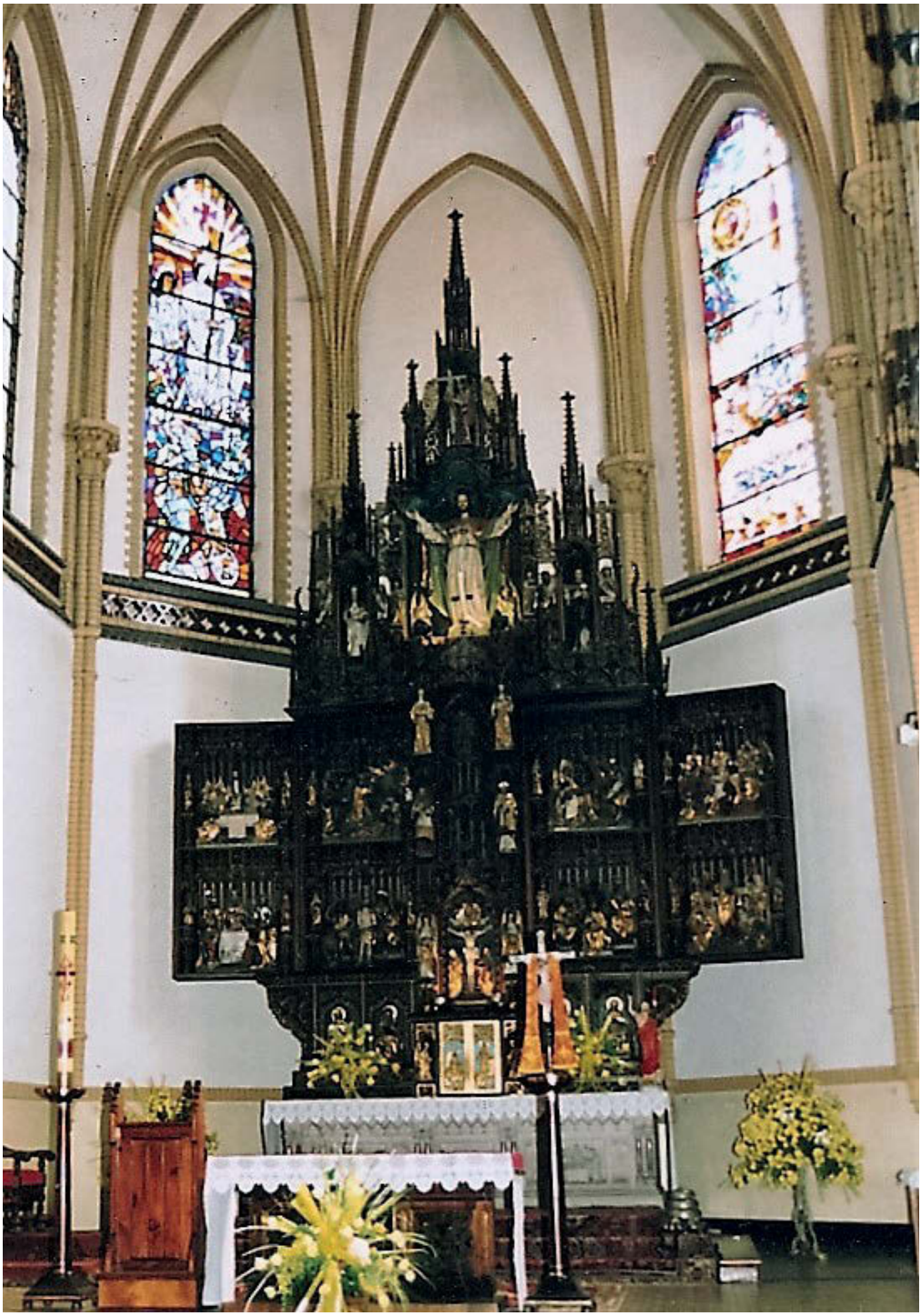
ALLENSTEINER HEIMATBRIEF

Weihnachten 2015



ALLENSTEINER HEIMATBRIEF

1948 Nr. 260 2015

Inhalt

Vorwort 3
Kleine Geschichte Ostpreußens 4
Novembertag 16
Von Stabigotten nach Sibirien – ein ostpreußisches Frauenschicksal 17
Noch ist Herbst nicht ganz entflohn 24
Vorweihnachtliche kleine Stadt 25
Weihnacht 27
Der Auszug des Kindes 28
Der armen Kinder Weihnachtslied 32
Unser 60. Jahrestreffen 34
Unser Jahrestreffen in Bildern 37
Zwischen jüdischer Tradition und Blauem Reiter 51
Was ist, was bleibt 54
Nach Osten fuhr keiner mehr 55
Flucht aus Ostpreußen 58
Schnee 61
Die Reise nach Oletzko 62

Berichte aus Allenstein 64

Leserbriefe 69

Aus unserer Allensteiner Familie 70
Wir gratulieren 70
Wir gedenken 72
Wir danken unseren Spendern 75

Verschiedenes 78
Programm 61. Jahrestreffen 78
Ostpreußisches Landesmuseum in Lüneburg 79
Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen 80
Hinweise der Redaktion 81
Zum Neuen Jahr 82
Vordruck für Anzeigen 83

Bücherecke 85
Angebote unserer Stadtgemeinschaft 87
Impressum 88

Titelbild:	Malerische Rekonstruktion der Allensteiner Burg von Bożena Januszewska und Katarzyna Wolska. Illustration aus „Burgen im Deutschordensstaat Preußen“ von M. Jackiewicz-Garniec und M. Garniec
Vordere Innenseite:	Der Hauptaltar der Herz-Jesu-Kirche Foto: B. Mischke
Hintere Innenseite:	Der Grabstein von Karl Roensch Foto: A. Bauknecht
Rückseite:	Weihnachtsstimmung am Rathaus Foto: M. Kierul

STADTGEMEINSCHAFT ALLENSTEIN E. V.

Liebe Allensteinerinnen und Allensteiner,
liebe Freunde unserer Heimatstadt,

„Der 20. Juni ist nunmehr unser nationaler Gedenktag für die Opfer von Flucht und Vertreibung. Er wird jährlich dazu beitragen, dass die Erinnerung an das Schicksal und die Kultur der deutschen Heimatvertriebenen lebendig bleibt.“ So Bundeskanzlerin Angela Merkel in ihrem Grußwort zum Tag der Heimat 2015. Der in diesem Jahr erstmals begangene Gedenktag in Berlin war eine würdige Veranstaltung, was vor allem daran lag, dass der Bundespräsident in seiner Ansprache für das durch Flucht und Vertreibung verursachte Leid die richtigen Worte fand. Mit dem Gedenktag ist ein wichtiges Anliegen der Vertriebenen erfüllt.
Ein zweites großes Anliegen fand gerade die Mehrheit des Deutschen Bundestages: eine Entschädigung auch für deutsche Zwangsarbeiter. Selbst wenn nur noch ein Teil der Betroffenen in den Genuss dieser Zuwendung kommen wird, ist es die längst überfällige Anerkennung des persönlichen Schicksals, das viele Unschuldige erleiden mussten.
Ein Beispiel dafür ist der in diesem Heimatbrief abgedruckte Bericht eines der jungen Mädchen, die bei Kriegsende von Ostpreußen nach Sibirien verschleppt wurden, um dort Zwangsarbeit zu leisten. Es ist erschütternd, was sie ertragen mussten, und ein Wunder, dass manche trotzdem überlebt haben. Es ist wichtig, daran zu erinnern.
Ihnen und Ihren Familien wünsche ich viel Freude an diesem Weihnachtsbrief, eine gesegnete Advents- und Weihnachtszeit, Glück und Gesundheit im neuen Jahr und freue mich auf ein Wiedersehen bei unserem 61. Jahrestreffen im September 2016 in Gelsenkirchen.

Ihr

Gottfried Hufenbach

Kleine Geschichte Ostpreußens

Von Friedrich Daum

In Europa nördlich der Alpen hatte es einen ökonomischen Wandel gegeben: Von der Landwirtschaft zur arbeitsteiligen Land- und Stadtwirtschaft. Beginnend im Südwesten (Frankreich) hatten die Menschen statt der Zweifelder- die Dreifelderwirtschaft (Sommerfrucht – Winterfrucht – Brache) und den Naturdünger eingeführt. Statt des langsamen Ochsen spannten sie das schnellere Pferd vor den Pflug und der Pflug selbst war nicht mehr der den Boden nur ritzende Hakenpflug, sondern der Räderpflug. Die Räder regulierten die Tiefe; Messer und Schar schnitten und das Streichbrett wendete die Scholle. Dank dieser neuen Techniken konnten der Bodenertrag mehr als verdoppelt und obendrein noch die schweren, aber fruchtbaren Nassböden genutzt werden.

Nun konnten sich mehr Menschen auf derselben Grundfläche ernähren, auch brauchten nicht alle (bisher ca. 95%) auf dem Lande zu „ackern“. Etwa ein Drittel konnte sich freistellen, spezielle Fähigkeiten entwickeln und sich als Handwerker und Kaufleute in Städten niederlassen. Innerhalb von 300 Jahren hatte sich die Bevölkerung in Frankreich, England, Deutschland und Skandinavien verdreifacht: von12 Mio. Menschen im Jahr 1000 n. Chr. auf 36 Mio. Menschen im Jahr 1300 n. Chr.

Diese Entwicklung war etappenweise verlaufen. Wo dank der neuen Agrartechnik die Bevölkerung sich bis zur Sättigungsgrenze vermehrt hatte, zog ein Teil weiter gen Osten, ohne dort die Alteingesessenen verdrängen oder ausrotten zu müssen. Letztere nahmen Technik, Sprache, Religion usw. der Neusiedler an.

Als nun der Deutsche Orden im Jahr 1230/31 begann, seinen eigenen Staat im späteren Ostpreußen aufzubauen, hatte diese Welle der europäischen Ostsiedlung die Gebiete Sachsen, Schlesien, Brandenburg, Mecklenburg und Pommern gefüllt und war dabei, deren Grenze zu überschreiten. So wird verständlich, dass den erobernden Ordensrittern auf dem Fuß deutsche Siedler, vornehmlich aus Schlesien und Brandenburg, folgten. Schon im Jahr 1231 wurden Thorn, 1232 Kulm, 1233 Marienwerder, 1234 Rheden und 1235 Graudenz gegründet.

Die Mehrzahl der Siedler kam also aus Gebieten, die vor wenigen Jahrzehnten selbst Neusiedlungsgebiete waren. Auch später: Die im Landesinnern Preußens zu gründenden Dörfer und Städte wurden vorzugsweise wieder von Menschen aus den zuerst eroberten Weichselgebieten besiedelt. Dabei war die Anziehungskraft des neuen Ordensstaates so stark, dass das Land zwischen Schlesien, Brandenburg, Pommern einerseits und Ostpreußen andererseits, also der spätere Korridor (Posen, Pommerellen, Westpreußen) übersprungen wurde. Noch 1939 wurde hier halb polnisch und halb deutsch gesprochen, in den Städten mehr deutsch, auf dem Land mehr polnisch.

Bei der Besiedlung selbst unterschied der Orden: Städte, Dienstgüter, Zinsdörfer und Eigengüter.

Schon um des militärischen Schutzes willen wurden zusammen mit den Burgen die Städte errichtet. In der Burg, meist einer Wasserburg, wohnten die Ordensritter, davor das Gesinde, und daran angelehnt baute man die Stadt. 100 bis 500 Seelen mag eine Erst-Siedlung gezählt haben. Dazu erhielten die Bürger noch ausreichend Ackerland und was noch wichtiger war, die gegenseitigen Rechte und Pflichten wurden schriftlich niedergeschrieben und „per Handschlag zugesichert“. Eine solche „manu firmata“ = Handfeste war neu in Nordeuropa, denn nun wusste jeder, was er zu tun und zu lassen hatte. Obrigkeitliche Willkür sollte es nicht mehr geben. Bereits vom 28. Januar 1233 datiert die erste der Stadt Kulm gegebene Handfeste. Sie ist das Muster für alle späteren Verträge im Ordensland und wird „Kulmer Recht“ genannt.

Hierin gibt der Orden den Städten die kommunale Selbstverwaltung: Bürgermeister, Stadtrat und Richter sind von den Bewohnern zu wählen, der Orden bestätigt nur (Einsprüche sind erst in der Spätphase bekannt), eigene Gerichtsbarkeit, aber Urteile über „Hals und Hand“ sind dem Orden vorbehalten. Bei der Urteilsfindung haben die Magdeburger Urteile als Muster zu dienen. Ein Berufungsgericht wird in Kulm eingerichtet, so dass alle Einwohner auch aus anderen Städten und Dörfern ihre Urteile überprüfen lassen können.

Marktfreiheit ohne Gebühren bzw. Zölle erhält jede Stadt, also freie Marktwirtschaft, Währungseinheit und -stabilität: „… bestimmen wir, dass im ganzen Land eine Münze sein soll, … sollen die Denare aus reinem Silber und für immer in solchem Gewicht geprägt sein“.

Im Ordensstaat galten damals 12 Denare (Pfennig) = 1 Solidus, 60 Solidi (Schilling) = 1 Mark, 1 Mark = 200 gr, – 280 gr Silber. (Mark = die amtlich eingeprägte Marke)

Freies Verkaufs- und Erbrecht: Im Gegensatz zu damaligem Brauch sind auch die Frauen erbberechtigt. Bei der hohen Sterblichkeit war dies wichtig: die Witwen verarmten nicht, der Heiratswert der Töchter stieg und der Landesherr konnte erloschenen Besitz nicht so schnell einziehen. Der Orden verpflichtet sich, in keiner Stadt Grundstücke zu erwerben (Besatzungsverbot) und keine Stadt, kein Dienstgut oder Zinsdorf zu verkaufen bzw. als Lehen zu vergeben (im Mittelalter ein vielgeübter Brauch). Dem Orden verbleiben alle Bodenschätze (einschl. Bernstein und Salz), das Fischereirecht (außer für den eigenen Tisch) und das Mühlenrecht (außer an Bächen). Die Jagd steht allen offen (außer auf Bären, Wildschweine und Waldziegen), jedoch muss von jedem anderen Wild die rechte Vorderschulter abgeliefert werden.

Der Kriegsdienst ist für Städter nur im Verteidigungsfalle Pflicht, doch der Orden bestimmt, wann dieser vorliegt. Darüber wird es in der Spätzeit zu Konflikten kommen. Die Steuern sind für die Städter außerordentlich gering. Damals war man der Meinung, nur der Bauer erwirtschafte einen Mehrwert. Nur er vermehre aus einem Korn eine Ähre. Der Handwerker dagegen wandele nur um, der Müller das Korn zu Mehl, der Bäcker das Mehl zu Brot. Daher brauche der Städter nur von seinem Landbesitz (nicht vom Stadtbesitz) zu zahlen: „... eine Münze(?), dazu Wachs im Gewichte von zwei Mark (etwa 1 heutiges Pfund) als Anerkennungszins zum Zeichen, dass er seine Güter von unserem Hause habe und uns untertan sein müsse ...“

Eine solche Zusicherung, manu firmata, mit Hand(schlag) zugesichert[1], eine solche Handfeste musste eine hohe Anziehungskraft besitzen. Trotz der harten Rückschläge während der teils vernichtenden Pruzzenaufstände gründete der Orden zwischen Weichsel und Memel 93 Städte, alle im Abstand einer knappen Tagesreise (15-20 km), dies nicht nur aus militärischen Gründen, vielmehr um den Bauern Anreiz zu schaffen, landwirtschaftliche Überschüsse zu erwirtschaften und diese in der Stadt gegen Güter des gehobenen Bedarfs einzutauschen. Damit war die Grundlage für einen blühenden Wohlstand gelegt.

Einen anderen Zweck verfolgte der Orden mit den Dienstgütern. Mit ihnen wollte er sich eine Kriegsmannschaft bereitstellen. Ihre Besteuerung war ebenfalls gering, dafür mussten sie den schweren Reiterdienst (1 voll gepanzerter Ritter auf schwerem, ebenfalls gepanzerten Schlachtross, ein leichtes Marschpferd und 2 berittene Knappen) stellen. Dafür erhielten diese Rittergutsbesitzer größere Lehen, 80 bis 300 Hektar, in einigen Fällen auch mehr. Adlige oder Nichtadlige, Deutsche, Pruzzen und Polen finden wir in den Quellen, doch waren die Deutschen in der Überzahl. Oft waren es auch Verwandte von Ordensrittern. Als Beispiel mag die aus Hessen stammende Familie Wallenrode angeführt sein:

Von vier Brüdern treten zwei in den Orden ein, der eine schafft es zum

[1] Schriftliche Verträge hatten weniger Wert – wer konnte schon lesen und schreiben, wer aber beteiligte sich nicht alles an Fälschungen?

Hochmeister, der andere fällt in der Schlacht bei Tannenberg; der dritte wird Priester, der vierte erwirbt ein Dienstgut und ist der Stammvater der Familie „von Wallenrodt“. Ihr bekanntester Vertreter, Martin v. W., wird 200 Jahre später Kanzler, gehört mit Simon Dach zum Dichterkreis „Kürbislaube“ und stiftet seine 1629 gegründete Privatbibliothek der Öffentlichkeit.

So nützlich diese Dienstgüter sein mochten, sie dürften die Zahl von insgesamt 500 nicht merkbar überschritten haben. Dem Orden lag mehr daran, möglichst viele Bauern in Zinsdörfern anzusiedeln. Hierzu bediente er sich sog. Lokatores (Ansiedlungs-Unternehmer). Er übertrug ihnen Land für ein oder mehrere Dörfer, wovon der Lokator etwa ein Zehntel für sich behalten durfte. Dazu bekam er das Schulzenamt, meist auch das Mühlen-, Brau- und Schankrecht. Als Gegenleistung musste er Neusiedler anwerben, die damals vornehmlich aus Schlesien, Brandenburg und dem Lübecker Raum kamen. Etwa 1 000 Neu-Dörfer wurden auf diese Weise zwischen 1250 und 1350 im späteren Ostpreußen gegründet.

Je Dorf sollten 10 bis 20 Bauernstellen angelegt werden, jeder Bauer erhielt 2 bis 2½ Hufen[2]. Also genügend Land, um mit Glück und Fleiß einen zeitgemäßen Wohlstand aufbauen zu können.

Aber auch das Land der Pruzzen wurde vermessen und festgestellt. Jeder Alteingesessene bekam zwei Haken[3], wobei ein Haken die Landgröße war, die man mit dem Hakenpflug bewirtschaften konnte.

Alle diese Landvergaben erfolgten zu Kulmer Recht ähnlich dem der Städte. Abweichend war die Besteuerung. Im Durchschnitt zahlte der Köllmer Bauer (Bauer nach Kulmer Recht) den Zensus, das war die zehnte Garbe der Getreideernte, 4½ Schilling je Hufe und Jahr (etwa der Wert eines halben Ochsen) und je 3 Tage Robotdienst, im Sommer zur Feldbestellung auf den Eigengütern des Ordens, im Winter zum Holz- und Kiesfahren sowie zum Wege-, Deich- und Burgenbau.

Als drückend dürfte diese Besteuerung nicht empfunden worden sein, es sind keine Klagen überliefert. Erst nach 1410 wird sich dies ändern.

Die ersten 6 bis 20 Jahre (je nach Bodenbeschaffenheit) waren abgabenfrei. Denn die Neusiedler wählten nicht ungern die schweren nassen Böden, die von den Pruzzen unberührt gelassen worden waren. Das Weichseltal, 10 bis 50 km breit, und andere Flussläufe und Niederungen waren noch versumpft. Erst jetzt wurden sie eingedeicht und urbar gemacht.

In wenigen Jahrzehnten war aus dieser terra incognita ein blühendes, wohlhabendes Land geworden.

„... das Land czu Prussen in korcz gros gewachsen ist, das uber andere lande in frede und gerechtigkeit ubergetreten bis czu dem hasse der nyder ... vil fryheit, vil gelucsamkeit, vil richtum ...“

Noch heute künden schmucke Rathäuser sowie Kirchen in Stadt und

---

[2] Eine Hufe war die Größe, die man haben musste, um eine Familie ernähren zu können. Bei mittelschwerem Boden maß die Hufe ca. 15 Hektar.

[3] 1 Haken = ca. 10 Hektar

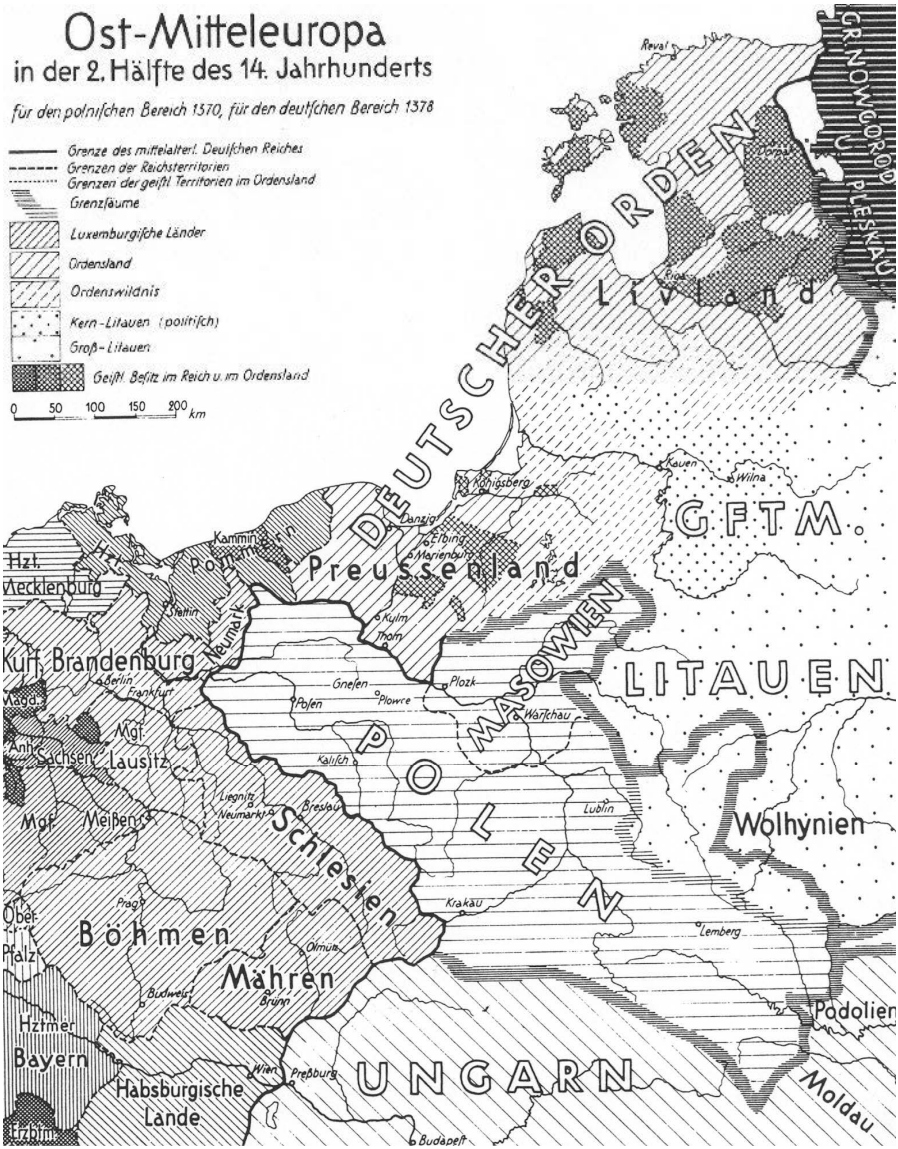
Land von der Wohlhabenheit dieser Zeit.
So erfolgreich der Orden das Land besiedelt hatte, so sinnvoll baute er nun seine Verwaltung auf. Das Land wurde eingeteilt in überschaubare Kreise, Komtureien genannt.
Sitz des Komturs war die Burg, dazu 1 bis 2 Städte und ca. 20 Dörfer. Jeder Burg sollten 12 Ritterbrüder[4] angehören, dazu Priesterbrüder, Laienbrüder und Gesinde (Bäcker, Schmiede, Pferdeknechte, Köche usw.). Jeder Ritterbruder erhielt eine Verwaltungsaufgabe zur „Pflege“, z. B. ein oder mehrere Eigengüter. Bei Bewährung wurde er vom Konvent zu neuen Aufgaben berufen. Man diente also „von der Pike auf“. Bei dem schon genannten Konrad von Wallenrode können wir dies verfolgen: ab 1368 Pfleger (Pr. Eylau), ab 1372 Trapier (Christburg), dann Komtur (Schlochau), ab 1382 Ordensmarschall (Königsberg), ab 1388 Großkomtur (Marienburg), ab 1391 Hochmeister.
Der Trapier war zuständig für Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung, der Spittler für die Krankenhäuser, der Tressler für das Finanzwesen und der Schäffler für die Lagerhaltung und Export der Getreidevorräte. Der Großkomtur vertrat den Hochmeister und führte die Alltagsgeschäfte in Preußen, während dem Hochmeister noch die beiden Landmeister in Livland und im Reich unterstanden. Denn dort waren die vielen Balleien mit ihren ebenso vielen Komtureien zu verwalten. Alle zusammen bildeten den Kreis der Gebietiger, die in wichtigen Angelegenheiten vom Hochmeister zu befragen waren.
Eine Regierung dieser Art war etwas völlig Neues und glich bereits einem modernen Kabinett mit Fachministern. Auch musste alljährlich von einem jeden schriftlich Rechenschaft abgelegt werden. Dies galt auch für die Komture.
Völlig neu war, um hier einen heutigen Begriff zu gebrauchen, der „Länder-Finanzausgleich“. Wohlhabende Komtureien hatten nach Auffüllung der eigenen Lager ihren Überschuss an noch notleidende Kreise abzugeben, der dann verbleibende Überschuss ging an die Zentrale.
Um eine enge und schnelle Verständigung zu gewährleisten, hatte der Orden eine eigene Post eingerichtet. Berittene „bryffjongen“ waren in allen Komtureien stationiert und einheitlich blau gekleidet, damit ein jeder sie als solche erkennen und Vortritt und Wegzehrung geben konnte.
Inzwischen hatte auch der Hochmeister seinen Sitz, der ursprünglich in Palästina lag, zunächst nach Venedig, nun (1309) nach Preußen verlegt. Dazu wurde die in der Mitte gelegene Marienburg zur aufgabengerechten Verwaltungs- und Repräsentations-Zentrale ausgebaut: Sie gilt als die größte Burg Europas.
Bei seiner Kolonisation des Preußenlandes kam dem Orden auch zu Hilfe, dass zur gleichen Zeit die Hanse begann, den Ostseeraum zu erschließen und hier einen florierenden Seehandel aufzubauen. Wald- und Feldprodukte nach dem dichtbevölkerten Westen, Fertigwaren in den unterentwickelten Osten. Nun kam noch der Südhandel dazu.

[4] Die Zahl ist ein Idealwert entsprechend den 12 Jüngern. In Wirklichkeit schwankte die Zahl beträchtlich.

Die Stadt Thorn handelte auf dem beschwerlichen Landweg Glas aus Böhmen, Metalle aus Ungarn, Luxusgüter aus dem Orient.
Nicht nur die Bürger waren wohlhabend, auch der Landesherr war reich. Er galt mit Abstand als der größte Steuereinnehmer unter den Fürsten. Seine Speicher waren gefüllt, seine Kassen voll; auf ca. 150.000 Mark Silber und mehrere zehntausend Tonnen Getreide schätzt man für das Jahr 1400 n. Chr. seine Staatsreserven.
Doch wo Sonne, ist auch Schatten, und der begann um diese Zeit länger zu werden.
Schon im Jahr 1309 hatte der Orden ein Geschäft gemacht, das sich langfristig verhängnisvoll auswirken sollte. Herzog Swantopolk von Pommerellen, wir erinnern uns, hatte den Orden anfangs unterstützt, dann aber die Pruzzen zu ihren beiden Aufständen angestachelt. Nun war er gestorben (1266) und es kam zu langwierigen Erbstreitigkeiten. Seine beiden Brüder, seine beiden Söhne, aber auch der König von Polen und der Markgraf von Brandenburg stritten sich 40 Jahre lang um das Erbe. Schließlich (1308) riefen sie den Deutschen Orden zum Schiedsrichter. Der sprach, gar nicht unberechtigt, das Erbe dem Brandenburger zu. Aber dann, da der Brandenburger wieder einmal in Geldnöten steckte, kaufte der Schiedsrichter das Streitobjekt dem Berechtigten für 10.000 Mark Silber ab.
Mag ein solcher Deal üblich gewesen sein, politisch jedenfalls war er unklug. Denn nun hatte sich der Orden die Polen, das Königshaus und die Großen des Landes (das Volk bemerkte das kaum) zum Feind gemacht.
Polen war nun von der Drehscheibe blühenden Handels, der Ostsee, abgeschnitten; die reiche Stadt Danzig mit dem Hinterland Pommerellen, das spätere Westpreußen, war in Deutsch-Ordenshand. Doch noch war der Orden reich und mächtig, die Rechnung sollte erst 100 Jahre später vorgelegt werden.
Derweil frönte der Orden einer Tugend, die inzwischen zur Untugend umgeschlagen war. Einst angetreten, Heiden zu bekehren und sie dem Christentum zu gewinnen, zog der Orden weiter und alljährlich gegen die Litauer. Doch in diesem Riesenreich, vielfach größer als Preußen, mehr Sümpfe, Wälder und Wildnis, konnte der Orden keinen festen Fuß fassen. Offenen Kämpfen wich der Gegner aus, störte aber empfindlich mit Überfällen aus dem Hinterhalt. Es war die alte Crux, organisierte Truppen vermögen gegen Guerilla-Kämpfer nichts auszurichten.
Dennoch stellte der Orden seine Litauerreisen[5] nicht ein, zumal der Nachschub aus dem Reich unvermindert anhielt. Offensichtlich brauchte der Ritterstand, seit es keine Kreuzzüge mehr gab, einen Ausgleich. So zog man gen Litauen auf Reise, zwar nicht mehr um des Seelenheils, so doch um des Ritterschlages willen, den der Hochmeister hierbei persönlich erteilte.
Inzwischen hatte der Großfürst das Christentum angenommen.

[5] Dies war der offizielle Name, mhd. Reisa = Aufbruch, Kriegszug; siehe auch: der Reisige und der Reisläufer

Das brauchte noch nichts zu bedeuten, denn Angehörige seines Clans hatten dies schon öfter getan, insbesondere, wenn sie in Gefangenschaft geraten waren; auch ihre Söhne waren als Geiseln vom Orden auf christliche Schulen geschickt worden. Andere Familienmitglieder hatten, um im Osten mit den Moskowitern leichter verhandeln zu können, den griechisch-orthodoxen Glauben, wenn auch nur zeitweise, angenommen.



Jetzt aber, im Jahre 1395 bzw. 1404, hatten Kaiser und Papst diese Litauerreisen verboten. Nichtsdestotrotz, der Orden veranstaltete weiter seine „beliebten“, nun Befriedungsaktionen genannten Reisen. Das war fast korrekt. Denn im Gegenzug hatten die Litauer es sich angewöhnt, Beutezüge in das reiche Ordensland zu unternehmen. Deshalb hatte der Orden aus dem Grenzland die Bevölkerung umgesiedelt und dort eine Wildnis[6] angelegt.

Der Orden besaß nun zwei mächtige Feinde: Polen und Litauen, und das Schicksal ließ obendrein beide Staaten sich vereinen.

Der letzte Polenkönig aus der Piastendynastie war kinderlos gestorben (1370 n. Chr.), sein Neffe, der König von Ungarn, der als Zwischenlösung beide Reiche geführt hatte, starb 12 Jahre später (1382). Als Erben besaß er zwei Töchter. Die Ältere, Maria, war mit Sigismund, dem späteren Deutschen Kaiser, verheiratet und brachte so die Krone Ungarns in das Reich ein. Die jüngere, Jadwiga (= Hedwig), sollte die Krone Polens tragen, war aber erst 14 Jahre alt und mit Wilhelm von Habsburg verlobt. In ihren Märchenprinzen soll sie „verknallt“ gewesen sein, doch durfte sie ihn nicht heiraten. Nicht zu Unrecht befürchteten die polnischen Großen, ähnlich wie Böhmen und Ungarn in das Reich eingegliedert zu werden. Dort wären sie nur noch „wenige unter vielen“. So bestimmten sie den Großfürsten von Litauen, Jagiello, ihre junge Thronerbin zu heiraten, unter der Bedingung, dass er beide Länder zu einer Union vereinigen (von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer) und alle vorher verlorenen Gebiete zurückgewinnen müsse. Auch der Wunsch der kleinen Hedwig (oder ihres Beichtvaters?), die litauische Bevölkerung dem katholischen Glauben zuzuführen und in Wilna ein neues Bistum zu gründen, wurde in den Vertrag aufgenommen. So wurde am 13. Februar 1386 geheiratet, wobei Jagiello den Namen Ladislaus II. annahm.

Natürlich war sich der Orden der tödlichen Gefahr bewusst. Über 20 Jahre lang versuchte er noch, eine kriegerische Auseinandersetzung zu vermeiden. Doch in einer Zeit, als der Krieg zur Politik gehörte, kam, was kommen musste. Am 15. Juli 1410 kam es zur Schlacht bei Tannenberg/Grunwald, der größten Schlacht des Mittelalters. Der Hochmeister Ulrich von Jungingen, im Gegensatz zu seinen Vorgängern wohl mehr Haudegen als Diplomat, hatte von sich aus den Krieg erklärt. So waren beide Seiten voll gerüstet. Der Orden hatte in seinem Land die Mobilmachung ausgerufen und dazu noch Söldner angeworben. Dies war etwas Neues; man schlug sich nicht mehr selber, man ließ besoldete Soldaten schlagen.

Auch Jagiello hatte alles versammelt, sein polnisches Adelsaufgebot, die Litauer, dazu Ruthenen, Tataren, Walachen, Russen und Tschechen. 15.000 bis 20.000 Mann auf der Ordensseite und 25.000 bis 30.000 Mann gegenüber mögen es gewesen sein.

Der Orden hatte unter dem Komtur Heinrich von Plauen ein kleines Korps in Pommerellen zum Schutz der Westflanke belassen.

---

[6] Auch dies der offizielle Name.

Der Hochmeister selbst und alle Gebietiger mit der Hauptmacht zogen dem Gegner, statt ihn angelehnt an eine feste Burg zu erwarten, entgegen. Am 15. Juli 1410 trafen sie aufeinander. In der Nacht war ein wolkenbruchartiger Regen heruntergegangen. Am Morgen stellte der Orden in 3 km Breite seine Fähnlein bei den Dörfern Tannenberg und Grunwald auf. Der an Zahl überlegene Polenkönig zögerte mit dem Angriff, da schickte der Ordensmarschall Friedrich von Wallenrode ihm zwei Schwerter „zum Schlagen, nicht zum Verstecken hinter den Büschen". – Dies geschah dann auch.

Die Litauer stürmten mit ihren Ost-Völkern so ungestüm, dass sie die Kanonenkugeln unbeschadet unterliefen. Doch dann stießen diese schnellen, leichtbewaffneten Reiter auf die schwer gerüsteten Söldner des Ordens. Hier prallten sie nicht nur ab, sondern wurden nach kurzem Handgemenge in die Flucht geschlagen. Die Söldner, mehr auf Beute als auf Sieg erpicht, setzten hinterher und lösten damit ihre Ordnung auf. – Das war auf dem nördlichen Flügel.

Auf dem Südflügel standen die Ordensritter mit ihrem Landesaufgebot, gut bewaffnet und diszipliniert. Doch sie waren zu wenige, so wurden sie überflügelt und schließlich niedergemacht. Alle, der Hochmeister, die Gebietiger und die meisten Ritter waren gefallen, nur wenige waren verwundet in Gefangenschaft geraten. Als gegen Abend die Söldner des siegreichen Nordflügels beutebeladen zum Schlachtort zurückkehrten, wurden auch sie hier abgefangen und, falls sie sich nicht schnell genug ergaben, erschlagen.

Der Orden hatte eine verheerende Schlacht verloren. Doch Jagiello nutzte seinen Sieg nicht aus. Drei Tage lang verweilte er noch auf dem Schlachtfeld und weitere fünf Tage brauchte er bis Marienburg, um diese als Krone und Abschluss des Sieges in Besitz zu nehmen.

Doch hier wachte inzwischen Heinrich von Plauen mit seinem Flanken-Corps. So musste Jagiello sich auf eine Belagerung einlassen. Doch als dem König je ein Ersatzheer aus Livland und dem Reich gemeldet wurde und in seinem Heer eine Seuche ausbrach, gab er schon am 19. September die Belagerung auf und zog heimwärts.

An sich war die Katastrophe von Tannenberg geringer als die vor 150 Jahren bei Durben, als außer der Schlacht auch noch ca. 75 Prozent des Landes verloren gegangen waren. Schwerer wogen Erscheinungen im inneren Gefüge des Landes. Da hatten während der Schlacht die Landesritter des Bezirkes Kulm ihr Banner gesenkt und waren vom Kampfplatz gezogen. Das war offene Meuterei. Nach der Schlacht hatten fast alle Städte, Landstände, Bischöfe und selbst viele Burgen sich den Polen ergeben und ihrem König gehuldigt. Nach Abzug des Polenkönigs war das schnell wieder vergessen, aber ganz offensichtlich stand die Bevölkerung nicht mehr so fest zu ihrer Obrigkeit.

Die Bedingungen des 1. Thorner Friedens waren glimpflich, die Landabtretungen kaum der Rede wert. Jedoch für die Auslösungen der Gefangenen musste der Orden 6 Millionen böhmische Groschen zahlen. Außerdem musste er seine eigenen Söldner löhnen. Zum Wiederaufbau der zerstörten Städte, Dörfer und

Burgen benötigte er weiteres Geld. So war der Orden gezwungen, erstmals die Steuern heraufzusetzen, was wiederum den Unwillen der Bevölkerung wachsen ließ.
Auch im Reich war die Stimmung umgeschlagen. Ganz Europa war jetzt christianisiert, man benötigte keine Bekehrungsorden mehr. Im Gegenteil, Jagiello hatte geschickt zu verbreiten verstanden, wie friedlich und vollkommen er seinerseits die Litauer bekehrt hatte. So waren die Adelsreisen versiegt und auch der eigene Nachwuchs wurde spärlicher. Dennoch hörten die Grenzkämpfe mit den Polen/Litauern nicht auf. So musste sich der Orden vermehrt der Söldner bedienen. Die aber konnte er gar nicht oder nur sehr stockend bezahlen.
„Ihr hättet besser das Ordenssiegel einem Esel auf den Hintern gedrückt, so hätte der Schwanz darüber gehangen“, schrieb der Söldnerhauptmann Heinrich von Maltitz, als er vergeblich eine gesiegelte Schuldurkunde einzulösen verlangte. Der Orden musste noch mal und noch mal die Steuern erhöhen und mehr und mehr entfremdete er sich seiner Bevölkerung. Vornehmlich die reich gewordenen Städte Danzig, Thorn und Elbing waren es, die immer wieder Klage führten. Sie wollten z. B. partout nicht einsehen, warum der Orden den lukrativen Getreideexport selbst betreibe und sie damit hindere, Geld zu verdienen, aber dennoch hohe Steuern verlange.
Es gärte im Land, schon geschahen die ersten Übergriffe. Städte und Landstände taten sich in Elbing zum „Bund vor Gewalt“, dem später genannten „Preußischen Bund“ zusammen. Man klagte und verklagte sich gegenseitig vor Kaiser und Papst. Aber es nutzte nichts, es schadete nur, denn Handel und Gewerbe litten schwer.
Selbst in den Ordenshäusern kam es zu Zerwürfnissen. Die Harten wollten die Ordnung mit dem Schwert wiederherstellen, die Weichen verhandeln und die Probleme vor sich herschieben. Drei Hochmeister wurden in dieser Zeit verschlissen: zwei von ihnen warfen das Handtuch, einer wurde abgesetzt (die letzte Zeit hatte er sich sogar mit einer Leibwache umgeben). Auch die Komture führten nicht mehr jede Anweisung aus, sie glaubten es vor Ort besser zu wissen als ihre Zentrale.
Wahrscheinlich hatten sie sogar Recht. Die Führung beschäftigte sich mit sich selber. Der Orden war in seinem eigenen Staat, den er so großartig aufgebaut hatte, zum Fremdkörper geworden. Die Bürger wollten über ihr Geschick mitbestimmen. Mitbestimmung aber konnte der Orden nicht zulassen, denn Mitbestimmung widersprach seiner Satzung. Diese war auf absolutem Gehorsam aufgebaut, sie war exklusiv, und an dieser Exklusivität musste der Orden scheitern.
Da der Preußische Bund in seinen Verhandlungen mit dem Orden nicht weiter kam, kündigte er am 4. Februar 1454 in aller Form dem Hochmeister den Gehorsam auf. Gleichzeitig brach im ganzen Land ein allgemeiner Aufstand aus. Bis auf das Haupthaus Marienburg sowie Konitz und Stuhm wurden alle Burgen überrascht und eingenommen, die Burgen Thorn und Elbing auch sogleich geschleift.
Bereits zwei Jahre vorher hatte man begonnen, sich nach einem neuen Schutzherren umzusehen.

Einige hatten von sich aus abgewinkt, den Dänenkönig, anfangs bevorzugt, dann wegen allzu weiter Entfernung verworfen. So war man beim Polenkönig gelandet und bat diesen nun um seinen Schutz. Die Danziger warnten: „Dem Herrn König hängt die Lunge sehr auf Danzig“. Deshalb rissen sie schnell noch ihre Ordensburg ab.

Noch bis zum heutigen Tag werden sich Deutsche und Polen über dieses „Inkorporationsprivileg“ vom 6. März 1454 streiten, die Deutschen meinen „Schutz“, die Polen „Herrschaft“.

13 Jahre währte dieser „Preußische Ständekrieg“. Der Orden hatte mit großen Versprechungen ein beachtliches Söldnerheer angeworben und konnte damit die Bündner und ihren neuen Schutzherren, den Polenkönig, bei Konitz vernichtend schlagen. Da aber des Ordens Kassen leer waren, hatte dieser seine festen Häuser, darunter auch die Hauptburg Marienburg, an die Söldnerführer verpfänden müssen. Diese wollten Geld sehen und verkauften sie an den Polenkönig, dessen Taschen ebenfalls leer waren. Gegen weitere Privilegien stellten daher die Stadt Danzig und einige andere dem König das Geld zur Verfügung.

Diese Transaktion fand bereits in den ersten Jahren des Krieges statt, schon 1457 musste der Hochmeister seinen Stammsitz verlassen und nach Königsberg umziehen. Seitdem ist Königsberg die Hauptstadt von Ostpreußen.

Der Krieg aber zog sich noch über sechs Jahre hin. Der Polenkönig hielt sich zurück, dafür schlugen die Preußen aufeinander, denn nach der Schlacht bei Konitz waren viele Stände und Städte zum Orden zurückgekehrt (z. B. Marienburg und Königsberg). Erst im Jahre 1466, am 19. Oktober, schlossen sie unter päpstlicher Vermittlung den 2. Thorner Frieden.

Danzig, Elbing und Thorn erklärten sich zu freien Städten, erkannten aber den Polenkönig als ihren Schutzherrn an. Pommerellen und die Komtureien Marienburg, Stuhm und Christburg sowie das Kulmerland wurden autonome Gebiete[7] der polnischen Krone, das Ermland wurde ein selbstständiges Bistum, so dass dem Orden nur der Rest verblieb. Der Hochmeister und der ermländische Bischof mussten für ihre Person dem Polenkönig den Treueid schwören sowie Heeresfolge leisten. Auch sollte der Orden nun 50 Prozent Polen als Mitglieder aufnehmen.

Es war ein Frieden voller Kompromisse, so etwas konnte nicht lange gut gehen. Den Anfang machten der neue Hochmeister und der ermländische Bischof, als sie mit allerlei Begründungen den persönlichen Treueid zu verweigern versuchten. Dann wollte der König dem Ermland einen Polen als Bischof aufzwingen. So kam es zum preußischen Pfaffenkrieg. Doch da alle, König, Hochmeister und Bischof viel Schulden, aber wenig Soldaten besaßen, kam es zu keinem Entscheidung bringenden Abschluss. Nur das Land wurde zerstört.

Auch der deutsche Kaiser konnte nicht helfen, der derzeitige hieß sogar „Friedrich III., des römischen Reiches

[7] Die Gebiets-Gouverneure sollten Deutsche sein. Ihre Bestellung durch den Polenkönig bedurfte der Zustimmung der Stände.

Erzschlafmütze“ (1440-1493). Stattdessen hatten sich im Reich einige mächtige Herrschaftshäuser herausgebildet: Habsburg, Wittelsbach, Wettin und Hohenzollern. Da kamen die Ritterbrüder in ihrer Not auf die gar nicht so schlechte Idee, aus diesen einflussreichen Familien ihre Hochmeister zu wählen.

Als ersten guckten sie Friedrich v. Wettin aus dem sächsischen Herrscherhaus aus. Er war ein Vetter von Friedrich dem Weisen, dem Beschützer Luthers. Im Jahr seiner Wahl (1498) war er erst 25 Jahre alt, für den geistlichen Beruf bestimmt und hatte in Leipzig und Siena studiert. Seine neue Aufgabe packte er richtig und tatkräftig an. Das Kriegführen wurde eingestellt und die Söldner mit Landbesitz abgefunden, denn Geld besaß er nicht mehr. So entstanden die großen Güter, die der Eulenburg, Dohna, Schlieben, Truchseß v. Waldburg. Bis dahin hatte der Orden streng darauf geachtet, den Großgrundbesitz nicht zu mächtig werden zu lassen; ein gesunder Bauernstand entsprach mehr seiner Kolonisationsauffassung.

Auch die Wildnis, der Kordon sanitär gegenüber Litauen/Polen wurde nun besiedelt. Die Mehrzahl der Zuzügler kam aus dem polnischen Masovien, daher bekam dieser Landstrich, der bei den Pruzzen Galindien und Sudauen geheißen hatte, den Namen Masuren. Ihre Bewohner hatten sich ihre polnische Sprache bis in dieses Jahrhundert erhalten, fühlten sich aber als Deutsche.

Der neue Hochmeister Friedrich von Sachsen machte sich auch daran, die Verwaltung zu reformieren. Unfähige Pfleger und Komture wurden abgelöst und, wenn geeignete Ordensbrüder fehlten, zivile „Landesräte“ berufen. Verstöße gegen die strengen Ordensregeln dagegen ahndete er recht mäßig. Ja, er lud – ein völliges Novum – Frauen zu Festlichkeiten in das Königsberger Schloss ein und versuchte, besonders Söldnerführer mit den Töchtern des Landes zu vermählen. Dort richtete er ihnen auch die Hochzeiten aus. – Leider starb er bereits mit 37 Jahren (1510).

Zum Nachfolger wählten die Ordensbrüder Albrecht v. Hohenzollern aus der Brandenburg-Ansbachschen Linie. Er war erst 21 Jahre alt und der Neffe des Polenkönigs Sigismund I. Diese verwandtschaftliche Verbindung war beabsichtigt. Denn der verstorbene Hochmeister Friedrich hatte zusammen mit dem Bischof von Ermland, Lucas von Watzenrode[8], mit viel diplomatischem Geschick vermeiden können, dem Polenkönig den vertragsgemäßen Huldigungseid zu leisten. Die hieraus entstandenen Spannungen wollte man abbauen. Doch es kam ganz anders. Der neue junge Herr zettelte den „Preußischen Reiterkrieg“ an und überfiel seinen Nachbarn, das Ermland. Da viele ein Wiederaufleben der Ordensmacht befürchteten, unterstützten sie, vor allem Danzig[9] und

[8] Seine Schwester Barbara hatte den deutschen Fernkaufmann Niklas Koppernik geheiratet. Aus der Ehe stammt der Astronom Nikolaus Copernicus (1475-1543). Deutsche und Polen streiten sich um seine Nationalität. Er selber hätte geantwortet: „Deutsch, aber was soll diese törichte Frage“.

[9] Das Wappen von Danzig, gehalten von zwei Löwen, führt seit dem 2. Thorner Frieden die polnische Krone über den Ordenskreuzen.

Elbing, die Gegenseite, so dass der Störenfried seine Truppen zurückrufen musste. Er selbst ging auf Reisen, um im Reich bei seinen vielen Verwandten Hilfe zu erbitten. Doch er stieß auf taube Ohren, denn dort erregte die Reformation die Gemüter.
Hochmeister Albrecht von Brandenburg-Ansbach traf auch mit dem Reformator Martin Luther persönlich zusammen, der ihm – falls nicht schon selbst gehegt – den Rat gab, den Deutschen Orden aufzulösen. Ende 1523 veröffentlichte Luther noch seine Schrift: „An die Herren Deutschen Ordens, dass sie falsch Keuschheit meiden und zur rechten ehelichen Keuschheit greifen."
Das war ein Wort. Nun musste nur noch der Polenkönig sein Einverständnis geben. Auf der Rückreise besuchte er seinen Onkel in Krakau und am 8. April 1525 leistete Albrecht für sich und seine Erben dem Polenkönig den Lehnseid. Dieser erkannte ersteren als Herzog in Preußen (= Restpreußen) an. Zu Hause in Königsberg angekommen, huldigten bereits am 9. Mai 1525 die Stände ihrem Herzog und auch im Lande wurde die Säkularisation freudig begrüßt.
Die meisten Ordensbrüder legten ihre Ordenstracht ab und verrichteten ihre Aufgaben nun als Landesräte. Die wenigen Nichteinverstandenen gingen nach Deutschland, wo der Deutschmeister in Mergentheim den Titel Hoch- und Deutschmeister annahm und den Hohenzollern bei Kaiser und Papst verklagte. Der Prozess ist heute noch nicht abgeschlossen.
In Livland machte der Landmeister Gotthard Kettler ein Gleiches, auch er nahm Kurland vom Polenkönig als weltliches Lehen, das eigentliche Livland wurde Polen einverleibt und Estland war bereits an Schweden gefallen.
Im Reich bestand der Orden weiter; während der Türkenkriege stellte er für den Kaiser das Hoch- und Deutschmeister-Regiment auf. Erst auf Geheiß Napoleons verlor er weitere große Besitzungen.
Heute residiert der Deutsche Orden, immer noch mit dem Namen „Fratres hospitalis Sanctae Mariae Teutonicorum" in Wien und verwaltet von dort aus seine Balleien in Österreich, Südtirol und Süddeutschland, die ausschließlich karitativen Aufgaben dienen.

Schluss folgt.

Novembertag

Nebel hängt wie Rauch ums Haus,
drängt die Welt nach innen;
ohne Not geht niemand aus,
alles fällt in Sinnen.

Leiser wird die Hand, der Mund,
stiller die Gebärde.
Heimlich, wie auf Meeresgrund,
träumen Mensch und Erde.

Christian Morgenstern

Von Stabigotten nach Sibirien – ein ostpreußisches Frauenschicksal

Von Gertrud Moritz

Da ich noch sehr oft an die schreckliche Zeit denken muss, gerade jetzt im Januar, habe ich mich entschlossen, so lange noch mein Gedächtnis mitmacht, meine Erlebnisse niederzuschreiben.

Seit 1943 war ich Briefträgerin. Noch mit einer Frau haben wir unseren Briefträger vertreten, welcher zur Wehrmacht einberufen wurde. Im Sommer hat es sogar Spaß gemacht, denn man konnte mit dem Fahrrad fahren und die Menschen aus den Nachbardörfern kennenlernen. Im Winter dagegen waren es Strapazen, zu Fuß im tiefen Schnee und Frost die vielen Kilometer zu machen. Bei dieser Gelegenheit habe ich auch Frau Helene Nielsen aus Klein-Plautzig kennengelernt, deren Bericht ich eben gelesen habe im 31. Heimatjahrbuch.

Im November 1944 erhielten wir die traurige Nachricht, dass mein Vater nicht am Leben ist. Diesen Brief erhielt der Ortsgruppenleiter; abends kam er zu uns, und mit Beileids- und Trostworten hat er uns den Bescheid ausgehändigt. So hat für uns schon die traurige Zeit begonnen. Ein Trost, dass der Bruder aus diesem Anlass für ein paar Tage aus Afrika in Urlaub kommen konnte. Traurig war dann der Abschied, und Weihnachten gab es keinen Tannenbaum bei uns. Nun verfolgten wir mit Ängsten die Nachrichten im Volksempfänger. Es waren keine Sondermeldungen mehr, sondern der Rücktritt unserer Wehrmacht wegen Frontverkürzung wurde durchgesagt. Den Kanonendonner hörten wir immer deutlicher. Am 20. Januar 1945 (Samstag) haben wir noch die Post ausgetragen. Ich habe gesehen, wie die Leute in Aufregung am Packen waren. Die Förstersfrau kam mir entgegen und sagte: „Lauf nur schnell nach Hause.“ Als ich nach Hause kam, lag meine 15-jährige Schwester im Bett und hat ein Buch gelesen, Mutter stand am Herd und hat Mittag gekocht. Wir wohnten auf Abbau am Wald und sie ahnten nicht, dass es schon so brenzlich ist. Am Nachmittag ging es mit der Bombardierung los. Kochaneks Haus bekam einen Volltreffer, zum Glück sind alle am Leben geblieben. Auf dem Bahnhof wurde ein Zug beschossen, ein toter Soldat lag auf dem Bahnsteig.

Abends erhielten wir Befehl, wir sollen uns fertig machen zum Flüchten. So haben wir das Nötigste zusammengepackt und sind mit dem Rodelschlitten zum Bahnhof gegangen. Hier waren sehr viele Menschen, vergebens haben wir die ganze Nacht auf einen Zug gewartet. Morgens (21.1.) sind wir und auch viele andere ins Dorf gegangen, um uns aufzuwärmen. In der Zeit ist ein Zug gefahren und viele Leute haben es noch geschafft, aus der Hölle rauszukommen. Wir konnten erst am späten Nachmittag in einen Güterzug einsteigen. Leider sind wir nur eine Bahnstation gefahren. Der Zug blieb kurz vor Ganglau stehen, der Lokführer ist abgehauen, und wir sind mit unseren Nachbarn Radomski

in den Wald gegangen. Wir hörten den Kanonendonner und sahen, wie Allenstein schon in Flammen stand. Es war ein furchtbarer Anblick, und es war schon keine Hoffnung mehr, dass der Zug noch in Bewegung gesetzt wird. So sind wir zu Langkaus gegangen, welche auf Abbau gewohnt haben und noch heute wohnen. Nach einer Weile kam die Nachbarstochter Hedwig Guski und sagte: „Was denkt ihr zu machen? Wir haben den Wagen beladen und wollen abfahren." So haben wir uns aufgemacht und sind zu Fuß losgegangen. Die Familie Langkau ist zurückgeblieben. Sie hatten einen Polen zur Arbeit und setzten ihre ganze Hoffnung in ihn. Er wurde bei ihnen gut behandelt und versprach ihnen, dass er für sie gut reden wird, und so war es auch. Wir sind durch den Wald gegangen in Richtung Dietrichswalde. Es waren immer mehr Leute unterwegs. Deutsche Soldaten in Tarnanzügen holten uns ein und erzählten, dass Hohenstein schon in russischen Händen ist. Einer von ihnen sagte, dass ein Panzer gesprengt wird, wir sollen nicht erschrecken.

Nun kamen wir in Schönfelde an. Hier wohnte eine bekannte Familie Mateblowski, bei denen wir Rast machten. Die Soldaten kamen auch mit hinein. Einer von ihnen blieb mit uns an einem großen Tisch in der Küche sitzen. Er schaute von einem zum anderen. Da sagte meine Schwester mir leise ins Ohr: „Das ist doch der Horst Mehlau." Wir hatten uns unbekannterweise geschrieben. Die Adresse hatte er vom Nachbarsohn Bruno Radomski und hat uns und die Familie Radomski bei einer Dienstreise ganz kurz besucht. Nun sagte er: „Jetzt weiß ich, wer ihr seid, ihr kamt mir alle so bekannt vor und ich wusste nicht, wo ich euch hinstecken soll!" Als die Soldaten das hörten, da sagte einer: „Na, denn können wir auch gleich Verlobung feiern." Sie hatten noch Humor und ich frage mich, wie mag es ihnen ergangen sein. Als wir uns satt gegessen hatten, gingen wir gestärkt weiter. Wir hatten nur jeder eine Decke überm Arm, alles andere ist im Zug geblieben. Nach ungefähr 20 km kamen wir nach Woritten. Es wurde auch schon langsam dunkel. Hier stand eine große Gruppe von Menschen, der Bürgermeister in der Mitte, und es wurde beraten, was tun. Wir beschlossen, dass wir alle hier bleiben, es hat schon keinen Zweck mehr zu fliehen. Zwei Frauen, Frau Buchholz und Frau Kolodzinski haben uns und unsere Nachbarn mitgenommen. Sie wohnten zusammen in einem Haus, die Männer waren an der Front. Bald begaben wir uns zur Ruhe. Als ich morgens aufwachte, ist mir eingefallen, dass Herr Black, Vaters bester Kollege, aus Woritten stammt. So habe ich Frau Black aufgesucht. Sie hatte zwei Gänse geschlachtet und war am Rupfen. Sie sagte, sie wird Schwarzsauer kochen und lud uns herzlich zum Mittagessen ein. In dem Moment kommt ihr Sohn und sagt: „Mama, die Russen sind schon in Dietrichswalde." 3 km Entfernung. So habe ich mich aufgemacht und bin zurückgegangen. Einem deutschen Soldaten begegnete ich, er bat mich um Zivilkleidung. Ich schickte ihn zu Frau Black. Als ich weiterging, kamen mir die Russen entgegen. Ich erschrak und wusste nicht wohin. Zum Glück sah ich die Familie Bley und bin zu ihnen gegangen. Sie waren bei ihren Verwandten, Familie Nickelowski. Alle standen auf

der Treppe und winkten den Russen mit weißen Handtüchern zu. Es wurde nicht geschossen, nur ab und zu sind welche ins Haus gelaufen und fragten, ob deutsche Soldaten da sind. Die Russen marschierten stundenlang, und ich konnte nicht zu meinen Angehörigen gehen. Da sagte eine Polin, sie wird mich auf Umwegen hinführen. Als ich ankam, atmeten alle auf, denn sie hatten sich schon Sorgen gemacht. Nun wurde gesagt, na, das sind ja auch Menschen. Aber bald konnten wir uns überzeugen, was für Menschen das sind. Wir hatten uns schon zum Schlafen hingelegt, als eine besoffene Bande mit Geschrei und Krach reinplatzte. Die Uhren wurden uns abgenommen, und weil unser Nachbar keine Uhr hatte, haben sie ihn zum Erschießen nach draußen geführt. Aber es war dunkel und er konnte ihnen weglaufen. Meine Schwester und ich hatten einen Schutzengel, denn es wurde uns nichts angetan.

Am nächsten Morgen kam Befehl, dass das Dorf geräumt werden muss. So haben wir uns aufgemacht und sind auf Abbau zur Familie Frenschkowski gegangen. Sehr viele Personen waren wir dort. Jetzt haben wir erst erfahren, was sich in der Nacht zugetragen hat. Der Bürgermeister wurde erschossen, die Mädchen und Frauen vergewaltigt, zerkratzt und blau geschlagen, ein trauriger Anblick. Von der Familie Frenschkowski wurden wir gut aufgenommen. Wir waren eine ganz große Familie. Jeden Tag wurde Brot gebacken und zu Mittag wurde Eintopf gekocht in einem großen Topf. Die Russen hatten den Weg zu uns noch nicht gefunden, denn sie hatten im Dorf zu tun mit dem Ausplündern. Aber dann sagten wir, wenn wir hier sein sollen, so können wir auch nach Hause gehen. Also haben wir uns am Samstag, dem 27.1., mit unseren Nachbarn Radomski auf den Heimweg begeben. Unterwegs trafen wir die Familie Bley aus unserem Dorf, so gingen wir alle gemeinsam in Richtung Stabigotten. Es sind uns auch Russen begegnet, aber niemand hat uns angehalten, der Schutzengel hat uns begleitet.

Als wir zu Hause ankamen, haben sich Tante und Onkel gefreut, dass wir da sind. Wir wohnten zusammen in einem Haus ganz nah am Wald. Sie hatten noch keinen Russen gesehen. Im Radio hörten wir noch Nachrichten: „Nordwestlich Allenstein wird gekämpft, Hohenstein ist in russische Hände gefallen, aber die Gruft Hindenburgs konnte noch in Sicherheit gebracht werden. Am Sonntag ist Spinnstoffsammlung. Alle sollen fleißig beitragen, damit der Sieg unser wird.“ So wurden die Leute bis zum Letzten betrogen, wo man sich schon persönlich überzeugen konnte. Ein paar Tage hatten wir Ruhe, aber dann haben die Russen jedes Haus gefunden. Wir hatten eine gute Aussicht und konnten sehen, wie sie ankamen, dann gerieten wir uns immer zu verstecken. Wir sind in den Wald gelaufen und haben gezittert, ob sie uns nicht nachkommen werden, denn der Schnee hat ja unser Versteck verraten. Wenn sie fort waren, haben wir zu Hause jedes Mal eine große Unordnung angetroffen. Immer wieder suchten sie nach Uhren und Mädchen und haben vor Wut getobt und alles durcheinander geschmissen.

Dann aber kam der 14. Februar. Meine Schwester war nicht versteckt, als zwei Russen kamen. Sie war erst 15 Jahre alt. Sie fragten nach mir und sagten, nächsten Tag kommen sie uns für zwei Tage nach Hohenstein zur Arbeit abholen. Mutter sagte, ich bin bei einer kranken Tante und pflege sie. Aber da kam die Nachbarin, deren Tochter auch gehen sollte und bestand darauf, dass ich auch mitgehen muss, und so war es auch. Als sie am nächsten Tag kamen und mich sahen, da sagte einer, die Schwester soll zu Hause bleiben, weil sie noch so jung ist. Sie wollte aber gerne mit uns mitkommen und sagte, dann kommen andere und holen mich doch. Drei Tage später musste sie doch gehen, obwohl ich immer der Meinung war, dass sie zu Hause bei der Mutter ist. Das war ihr letzter Abschied für immer. Die Mutter ist nun ganz allein zurückgeblieben mit ihrem Rheuma-Leiden. Uns haben sie tatsächlich mit zwei Wagen nach Hohenstein gefahren, noch mit anderen Mädchen aus unserem Dorf und vom Nachbarsdorf Plautzig. Darunter war auch die Hedwig Wilengowski, mit der wir noch oft zusammenkommen.

Als erstes wurden wir verhört und dann mussten wir Kühe melken. Es war ein Stück zu gehen, und so ist ein älterer Russe mit uns mitgekommen und hat uns bewacht. Nach ein paar Tagen ging es nicht nach Hause, sondern in Richtung Mohrungen. Wir hatten Glück und wurden mit den Wagen weitergefahren. In Sensutten und in Locken haben wir übernachtet und dabei das letzte Mal noch in Betten geschlafen. Unterwegs haben wir ganz traurige Bilder gesehen: Last- und Leiterwagen in den Gräben, tote Pferde und tote Soldaten ohne Stiefel, und auch Zivilisten. Ich habe noch immer den Förster vor Augen, tot aufgestellt an einem Baum, die Hand hochgestützt wie zum deutschen Gruß, und habe noch einmal genau hingeschaut, ob das nicht unser Förster Querscheit war, den wir noch in Uniform am Bahnhof mit seiner Frau gesehen hatten. In Mohrungen wurden wir in einem Sägewerk untergebracht. Es waren dort sehr viele Menschen. Viele Bekannte aus unserem Dorf haben wir getroffen, darunter auch meine Cousine Agnes. Da fing schon das Leiden an, denn viele hatten Durchfall. Wir schliefen auf dem Fußboden wie die Heringe einer am anderen. Nachts durfte keiner nach draußen gehen, sonst gab es eins mit dem Kolben vom Posten. Innen standen große Kübel, und was für ein Gestank das war, lässt sich denken. In der Nähe lag eine tote Frau, daneben eine Tasche, angeblich hatte sie versucht wegzulaufen. Das Mittagessen holten wir uns aus einer provisorischen Küche. Die Männer haben Kühe geschlachtet, und es gab jeden Tag Rindfleischsuppe mit Kartoffeln, hat gut geschmeckt. Wer eine Konservendose hatte, konnte von Glück reden. Ich sehe noch die weinende Frau, die die Suppe im Teller trug und der Wind sie ihr weggeschleudert hat. So vergingen die Tage bis zum 3. März. Wir wurden aufgerufen, und hier wurden Geschwister, die denselben Namen trugen, absichtlich getrennt. Dann ging es mit Lastautos in Richtung Insterburg. Die Fahrt war sehr anstrengend, bei dem kalten Wetter stehend, in der Mitte ein Benzinfass. Als wir am Ziel waren, hätten wir uns gerne in warme Betten gelegt, aber es

ging in ein Gefängnis, die Fensterscheiben ausgeschlagen und der Fußboden nass. Wir vier Mädchen, alle aus Stabigotten, Thea Schaffrin, Maria Kolaczeck, meine Cousine Agnes Baczewski und ich haben uns hingeduckt, einen Mantel über die Köpfe geschlagen und so die Nacht verbracht. Am nächsten Tag am frühen Morgen, es war der 5. März, hieß es „antreten und abzählen“. Wir mussten zu vieren antreten und in Richtung Bahnhof marschieren. Es war noch dunkel, der Mond schien und auf dem Bahnhof erwartete uns ein langer Güterzug. Es wurde abgezählt und zu 45 Mann sind wir eingestiegen. Manche waren schon sehr schwach und mussten hochgezogen werden. Es waren Viehwaggons, der Boden schmutzig, kein Fenster. Als die Tür zugeriegelt wurde, war es immer sehr dunkel und eng. Nur auf Abwechslung konnten wir uns hinsetzen. In der Mitte stand ein kleiner eiserner Ofen, ein Loch ausgeschlagen, welches als Toilette diente. Einmal am Tag wurden die Waggons geöffnet und dann gab es Knäckebrot und wenig Wasser. Vor Durst stürzten sich alle auf das Wasser, so wurde mehr vergossen als ausgetrunken. In einem Waggon waren Kohlen, so konnte eine Person einen Eimer voll Kohlen holen. Bei uns war eine junge Berlinerin, Erika, 15 Jahre alt, die diese Aufgabe mutig für uns übernahm. Inzwischen gab es in den Wagen immer mehr Tote. Der Zug blieb auf freier Strecke stehen und die Leichen wurden einfach abgeworfen. In unserem Waggon waren es vier Frauen. Ich höre immer noch die Stimme der einen Frau „meine Kinder, meine Kinder“ rufen. Man sagte ihr, dass sie nur für zwei Stunden zum Wäschewaschen weg seien, gleich kommen sie zurück. Die Frau hatte Holzpantoffeln an den Füßen und eine Gummischürze um. Vor Gram ist sie gestorben, hat fünf Kinder hinterlassen.

So verging ein Tag nach dem anderen und die Läuse plagten uns immer mehr. Aber dann hieß es in einer Nacht, alle aussteigen, und es ging zur Entlausung. Wir haben uns geschämt, das erste Mal nackt auszuziehen. Dann ging es unter die Dusche und wir konnten uns endlich waschen und dann warme Sachen anziehen. Wir fühlten uns wie neu geboren.

Am 27. März 1945 sind wir in Nischni-Tagil angekommen, waren schon ganz steif und konnten kaum gehen. Ein Trost für uns: deutsche Soldaten waren hier und haben die Baracken fertig gemacht. Auch eingeheizt wurde und es gab heißen Tee. Eine Wohltat! Jetzt konnten wir uns endlich hinlegen und die Glieder ausstrecken, wenn es auch nur kahle Pritschen waren. Die Verpflegung war immer sehr knapp. Es gab täglich Kohlsuppe (Wassersuppe) und Hirsebrei, manchmal auch Fischsuppe von Köpfen. Ich hab’ schon vergessen, wieviel Brot wir bekamen, jedenfalls nicht viel, so dass wir immer Kohldampf geschoben haben. Bald wurden wir auch eingekleidet. Wir bekamen Uniformen von den toten deutschen Soldaten. Als wir zur Arbeit gingen, dachten die Leute, dass wir an der Front waren, und die Jungens haben uns Steine und Stöcke nachgeschmissen und geschrien: „Fritze Gitler kaputt“.

Als wir morgens zur Arbeit gingen, sind wir deutschen Soldaten begegnet, welche zwei Monate später eingetroffen sind. Darunter war auch

mein Onkel Ludwig. Aber wir waren unter Bewachung und durften nicht miteinander sprechen. Das haben wir erst erfahren, als wir schon zu Hause waren. Wir haben hier verschiedene Arbeiten verrichtet: Straßenbau, Gärtnerei und Ziegelei. Sehr traurig war uns zumute, als Ende Juli der erste Transport mit den Kranken nach Hause abgefahren ist. Darunter war auch meine beste Freundin und Nachbarin Thea Schaffrin. Nun bin ich allein aus unserem Dorf zurückgeblieben. Von elf Mädchen sind drei gestorben, so auch meine Cousine Agnes Barczewski, Maria Kokesch (?) mit 15 Jahren und meine Schulfreundin Hilde Wilemgowski (?). Die anderen kamen in ein anderes Lager.

Am 7. September 1945 kamen wir auf eine Kolchose. Das Dorf hieß Ayarika, nicht weit hinter Swerdlowsk. Hier haben wir zum ersten Mal Kartoffeln gegessen, na, die haben geschmeckt. Nun ging es tagein, tagaus zum Kartoffelsammeln. Frühmorgens wurden wir mit Lastautos abgeholt und abends zu Fuß etwa 5 km zurück. Hier war ein wolgadeutscher Stab. Der Lagerchef hieß Schulz, der Küchenchef Weber und noch ein dritter. Jetzt wurden wir nicht mehr so bewacht. Nun wurde es aber immer kälter, die Erde hart gefroren und wir durften kurze Zeit in der Baracke bleiben. Das Weihnachtsfest rückte immer näher heran. Wir sprachen nur von zu Hause, von den Vorbereitungen, was wir gebacken haben usw. Einen Tag vor Heiligabend fragten wir den Lagerchef, wofür wir so büßen müssen, wir haben doch nichts verbrochen. Er antwortete: „Das hat der Hitler gezeigt. Es wurden auch Menschen zur Arbeit verschickt und die Unschuldigen müssen immer drunter leiden.“ Wir legten uns auf die Pritschen, und bald war nur ein Schluchzen zu hören. Am Heiligabend sangen wir mit schwerem Herzen ein paar Weihnachtslieder.

Nach den Feiertagen wurden wir neu eingekleidet. Wir bekamen Wattesachen (Pufaje), sie waren schmutzig, aber warm. Nun mussten wir auch zur Arbeit gehen und Kartoffeln auslesen. Die waren in Buchten hoch aufgeschüttet und fingen an zu faulen. Noch im Januar erkrankte ich an Typhus. Am 30. Januar 1946 hat mich der Lagerchef mit dem Schlitten ins Krankenhaus gefahren. Es war ein Holzhaus, so wie auch alle anderen Häuser in der Stadt. Fünf Mädchen sind mit dem Schlitten ins Lager zurückgefahren, zum Glück blieb noch ein Mädchen zurück, das noch nicht ganz ausgeheilt war. Das war die Anni Knoblauch aus Dammerau. Mit ihr haben wir sechs Wochen lang unser Leid geteilt. Als erstes wurden allen, auch den Russenfrauen, obwohl schon keine Einwohner mehr da waren, die Haare geschoren. Das war furchtbar. Dazu die Kälte, nur dünne Decken zum Bedecken und dann die knappe Verpflegung. Aber hier haben wir etwas russisch gelernt. Nach sechs Wochen kam uns der Lagerchef abholen und wir sind mit dem Zug ins Lager gefahren. Auf der Kolchose haben wir dann allerhand Arbeiten verrichtet, oft zusammen mit den Russenfrauen. Wir konnten uns schon gut verständigen. Sie haben sehr armselig gelebt, das lässt sich gar nicht beschreiben. Die Gegend war ein Verbannungsgebiet, und die unschuldigen Menschen wurden, genau wie wir, zu Zwangsarbeiten verschickt. Die Gegend hier war wunderbar, guter Boden, unendliche

Getreide- und Kartoffelfelder. Viel Kohl haben wir gepflanzt und die schönen Blumen bewundert, die auf den Feldern und Wiesen blühten. Im Wald wuchsen Johannisbeersträucher. Nur viel konnten wir nicht essen, weil es im Mund gleich wund wurde. Dann kam wieder die Kartoffelernte, aber das war unsere beste Zeit.
Am 28. November 1946 haben wir von Ayarika Abschied genommen und kamen in ein Torflager nach Manetka. Wir sind wieder über Swerdlowsk gefahren. Im Lager haben wir uns mit der Luzie Pollakowski aus unserem Nachbarsdorf Wemitten getroffen. Hier waren große Torfmieten, die verladen wurden, immer vier Frauen für einen Waggon. Es war sehr schwer, aber eher wurden wir nicht ins Lager hineingelassen. Den Heiligabend vergesse ich nie. Wir hatten Nachtschicht, so gingen wir um 24 Uhr zur Arbeit bei starkem Frost und Mondschein. Als wenn wir alle stumm wären, haben wir gearbeitet, jeder war mit den Gedanken zu Hause bei den lieben Angehörigen. Heimweh ist furchtbar. Das war die schlimmste Zeit. Nachts konnten wir vor Kälte nicht schlafen, dazu die schwere Arbeit bei dem wenigen Essen. Hunger ist auch nicht gut, da denkt man nur immer ans Essen. Meine Rettung war, dass ich Ende Januar 1947 wieder ins Krankenhaus eingeliefert wurde für sechs Wochen (Pyromajsk). Am linken Knie wurde ich operiert, es waren starke Schmerzen. Aber hier war es warm und die angefrorenen Glieder sind ausgeheilt. Als ich wieder zur Arbeit ging, war schon die größte Kälte vorbei. So langsam kam auch der Frühling und Sommer. Es wurde nun Torf gestochen und zum Trocknen erst in kleine Häufchen und dann in große Mieten aufgestellt.
Nun sollte ein Transport mit den Schwächsten nach Hause gehen. Obwohl ich so schwach war, gehörte ich noch zur dritten Gruppe. In der Zeit ist ein junges Mädchen, welches auf der Liste war, gestorben. Das war nämlich die Erika aus Berlin, mit der wir auf der Hinfahrt zusammen im Waggon waren. Da kam der Leutnant in unsere Baracke und hat mich zum Transport aufgeschrieben. Ich traute meinen Ohren nicht, es war, als wäre ein Wunder geschehen an meinem dritten Geburtstag in Russland. Die Heimkehr war schon ganz anders, sie dauerte nur zwei Wochen. Es waren Pritschen eingebaut, und wir konnten liegen. Es war auch schön warm, dazu der Gedanke „es geht nach Hause“. In Frankfurt/Oder angekommen, hat mich der Arzt gleich ins Krankenhaus mitgenommen. Unter den vielen Frauen bin ich ihm aufgefallen. Ich wog nur 44 kg, war auch sehr schwach, länger hätte ich schon nicht mitgemacht. Als ich in der Ostzone war (Stralsund), bekam ich den ersten Brief von meiner Tante aus Westfalen. Da habe ich erst erfahren, dass mein einziges Schwesterchen nicht mehr am Leben ist. Das war schwer. Die Mutter hat mir die Zuzugsgenehmigung geschickt, denn ich wollte nur nach Hause. Als ich am 25. September 1947 die Schwelle übertreten hatte, musste ich bitterlich weinen, dass die Schwester die Heimkehr nicht erlebt hat. Zum Glück war der Bruder aus Afrika zurück. So haben wir bescheiden gelebt. Ich war immer mit allem zufrieden. Am 5. De-

zember 1947 ist meine Karte eingetroffen, die ich im April geschrieben hatte. Es hieß „Es geht mir gut“. Nur 25 Worte durften wir schreiben. Es war an Mutters Geburtstag, so hätte sie ein schönes Geschenk gehabt. Als die Ausfahrt kam, sind viele rausgefahren, auch mein Bruder mit seiner Familie. Die Mutter hat das nicht erlebt, denn sie ist kurz vorher gestorben. Ich habe nichts Besseres gesucht und bin mit meiner Familie zurückgeblieben, denn hier bin ich geboren und will auch hier sterben und an der Seite meines Mannes auf unserem Friedhof liegen.

Noch ist Herbst nicht ganz entflohn

Noch ist Herbst nicht ganz entflohn,
aber als Knecht Ruprecht schon
kommt der Winter hergeschritten,
und alsbald aus Schnees Mitten
klingt des Schlittenglöckleins Ton.

Und was jüngst noch, fern und nah,
bunt auf uns hernieder sah,
weiß sind Türme, Dächer, Zweige,
und das Jahr geht auf die Neige,
und das schönste Fest ist da.

Tag du der Geburt des Herrn,
heute bist du uns noch fern,
aber Tannen, Engel, Fahnen
lassen uns den Tag schon ahnen,
und wir sehen schon den Stern.

Theodor Fontane

Vorweihnachtliche kleine Stadt

Von Agnes Harder

Das Familienleben konzentrierte sich am stärksten am Weihnachtsfest. Wochen vorher begannen die Vorbereitungen. In Ostpreußen wird der Honigteig zu den Pfefferkuchen, wie wir die Honigkuchen nennen, schon im Oktober angerührt. Geht doch die Sage, dass die Thorner Katharinchen, von Nönnchen gleichen Namens erfunden, 100 Jahre standen. Ebenso brauchte der Presskopf, die Sülze, das Pökelfleisch eine längere Vorbereitung. Die letzte Woche gehörte dann nur noch dem Backen. Die Bleche wurden zum Bäcker geschickt, oft zwanzig an einem Tage. Das Mädchen nahm sie unter beide Arme und brachte sie hin. Sehr oft wurde sie mit Tränen empfangen, wenn etwas verbrannt oder ineinandergelaufen war. Fast immer aber glückte es. Im Hause selbst wurden das Marzipan und die gebrannten Mandeln gemacht. Die Marzipanzubereitung ist ja noch heute in Ostpreußen berühmt. Fast alle Konditoreien von Ruf haben dort Schweizer Namen: Zappa, Plouda, Maurizio. Ob das irgendwie mit der Süßigkeit des süßen Brotes zusammenhängt, weiß ich nicht. Die Sage erklärte es ja für das Ergebnis der Belagerung einer Ritterburg, in der schließlich nur noch Mandeln und Zucker aus der Ladung eines beraubten Frachtschiffes übrig blieben, die zu diesem Gebäck vermengt wurden. Das Brühen und Reiben der Mandeln, das Sieben des Zuckers, das Kneten des Teigs wurden mit einer Feierlichkeit begangen, die wirklich eine Kulthandlung war. Dann kam das Rollen auf blendend weiß gescheuertem Brett, das Ausstechen in kleine Formen, Herzen, Halbmonde, in längliche oder vierkantige Stücke, das Aufsetzen des Randes und das Buntmachen mit einer Stricknadel.

Des Abends aber, wenn der Herd frei war, wurde gebacken. Ein altertümlicher Dreifuß, der sehr gut auf einem Räucheraltar hätte stehen können und dessen dunkles Kupfer noch aus dem Haushalt der Großmutter stammte, stand auf dem Herd. Der obere Teil, der abzunehmen war, war mit Holzkohlen gefüllt, die durch beständige Luftzuführung glühend gehalten werden mussten. Ein Blasebalg, den einer von uns handhaben durfte, genügte nicht. Mit Gänseflügeln wurde nachgeholfen, ja zuweilen kam mein Vater von seinem Zylinderbüro herüber und schwenkte die Schöße seines Schlafrocks. In jedes der Marzipanstückchen war weißes Papier gelegt, um das Anbrennen zu verhindern. Nur der krause Rand musste braun werden, das übrige in schneeiger Weiße erstrahlen. War ein Satz fertig, so wurde er vorsichtig mit dem weißen Papier, das untergelegt war, herausgenommen und auf das Brett zurückgebracht. Das trugen die Mädchen dann in das gute Zimmer, wo es nachts abkühlte.

Am nächsten Tag wurde mit dem Guss begonnen. Das Rosenwasser duftete durch das Haus. Wenn die Flüssigkeit die richtige Dicke erlangt hatte, ging es an ein Einfüllen. Das Auslecken der Schüssel, der Löffel und der Keule wurden natürlich den

Geschlechterwogen überlassen. Die so gefüllten Marzipanstücke mussten wiederum ganz vorsichtig erkalten, damit der Guss nicht breche. Wenn er fest geworden war, ging es an das Belegen. Nun wurden alle Töpfe mit Eingemachtem in die Küche gebracht, die an den Sommer und seine Freuden gemahnten. Kirschen, Hagebutten, Birnen, Pflaumen und Reineclauden wurden herausgenommen, abgetropft und, wenn es nötig war, in Stückchen zerschnitten. Dann wurden mit einem Teelöffel aus ihnen jene Gebilde hergestellt, die besonders abwechslungsreich und schön zu machen der Ehrgeiz einer jeden Hausfrau war. Denn bei den Besuchen in den Feiertagen wurden sie ja der allgemeinen Prüfung preisgegeben. Ein etwa missglücktes Stück kam auf unsere bunten Teller, die wir mehr dem Inhalt als dem äußeren Wert nach maßen. War das Marzipan fertig, so ging es an die Zubereitung der gebrannten Mandeln, die eine besondere Liebhaberei meines Vaters waren. Sie mussten sehr scharf abgepasst werden. Blieben sie eine Minute zu lange auf dem Feuer, so wurde der Zucker hart, und wir pflegten ihnen dann den Beinamen „Bremer Geschirr“ zu geben. Auch das war beliebt; denn mit ihm wurde nicht gespart.

Das waren die Küchenvorbereitungen. Neben ihnen her aber ging durch Wochen das Ergänzen des Baumschmucks, bei dem wir Kinder von jeher dem Vater helfen durften. Er holte in der letzten Zeit vor Weihnachten den schwarzen Kasten hervor, der einen kunstvollen Schiebedeckel hatte und in dem Baumschmuck aufbewahrt war. Viel einfacher als heutzutage. Da waren ein paar goldene Apfelsinen, die man zusammenbinden konnte, einige Glaskugeln, vergoldete und versilberte Nüsse, und Papiernetze, die durch eine Walnuss herabgezogen wurden. Diese Kugeln, Nüsse und Netze waren in ihrer Vergoldung beständig zu ergänzen, eine hochwillkommene Aufgabe für die Adventsabende, bei der mein Vater den Leiter und Lehrer machte. Welche Seligkeit, wenn das Netz, das eifrig geschnitten war, nach der Probe mit der Nuss sich als tadellos erwies! Hatte man sich beim Hin- und Herschneiden des Papiers geirrt, so blieb die Nuss stecken. Das schöne Stück Papier musste verworfen werden. Das Vergolden, ebenso das Versilbern der Nüsse besorgte mein Vater selbst. Wir durften nur Fädchen anbinden und die Kostbarkeiten zum Trocknen tragen. Später kamen dann die essbaren Dinge hinzu. An Äpfel, Datteln, Feigen und Zuckerwerk, die bei der Plünderung des Baumes unsere Beute wurden, mussten Fädchen gebunden werden, eine Arbeit, die uns in junge Tantalusse verwandelte.

Es gab in dem kleinen Städtchen eine Konditorei, die um die Weihnachtszeit eine Marzipanausstellung zeigte, die mit einer Verlosung verbunden war. Mit klopfendem Herzen besuchten wir sie. Da lagen weiße Schäfchen auf grünem Rasen, gebratene Gänse mit Messer und Gabel in kleiner Schüssel, Wickelkinder – und vor allem der Dukatenmacher, ein mit unendlichem Jubel begrüßtes und am Fest nie fehlendes Stück. Glück bei der Verlosung hatten wir nie. Wir waren unser Leben lang auf Nieten eingeschworen. Das Herzklopfen und die Freude aber waren dieselbe. Hatte man doch gesehen, dass

man Glück haben konnte. Schon das war ein erhebendes Gefühl.
Läutete dann endlich die Glocke, und wir durften das Weihnachtszimmer betreten, so standen wir geblendet von dem Glanz auf der Schwelle, um uns dann mit Jubel auf unsere Plätze zu stürzen. Immer aber war das Schönste das Buch; denn wir waren Kinder unseres Vaters, und es fehlte nie und war immer etwas Besonderes, Erwähltes, wie es auf keinem Weihnachtstisch in der kleinen Stadt sonst lag.

Agnes Marie Luise Gabriele Harder wurde am 24.3.1864 in Königsberg als Tochter eines Juristen geboren. Sie verlebte ihre Kindheit, bedingt durch die Versetzungen des Vaters, in verschiedenen kleinen Städten Ostpreußens. 1873 wurde der Vater Amtsrichter in Preußisch Holland, später Landgerichtspräsident. 1902 übersiedelte sie mit dem inzwischen pensionierten Vater nach Berlin, wo sie am 3.2.1939 verstarb.

Weihnacht

Die Winterstürme durchdringen
die Welt mit wütender Macht.
Da – sinkt auf schneeigen Schwingen
die tannenduftende Nacht . . .

Da schwebt beim Scheine der Kerzen
ganz leis' nur, kaum, dass du's meinst,
durch arme irrende Herzen
der Glaube – ganz so wie einst . . .

Da schimmern im Auge Tränen,
du fliehst die Freude – und weinst,
der Kindheit gedenkst du mit Sehnen,
oh, wär' es noch so wie einst! . .

Du weinst! . . . die Glocken erklingen –
es sinkt in festlicher Pracht
herab auf schneeigen Schwingen
die tannenduftende Nacht.

Rainer Maria Rilke

Der Auszug des Kindes

Von Hansgeorg Buchholz

Es schneite. Der Wind hatte sich gelegt, und die Flocken sanken groß und wattig hernieder. Es war kein wirkliches Licht mehr, das die Welt erfüllte, sondern ein mildes, weißes Flimmern, welches mehr und mehr in einem Grau verging; denn es wurde Abend.

Man erkannte den weiten See nicht mehr, der unter dem Eise tief verschneit zwischen den Schilfufern ruhte. Auch der Wald, der groß und dunkel die Buchten einfasste, war nicht mehr zu sehen. Der Weg, der ins Dorf führte, war ausgelöscht, und die Häuser des Ortes, die in weiten Abständen rechts und links neben ihm aufgereiht lagen, waren in der weißen Dämmerung untergegangen. Kein Laut war zu hören, weder von Mensch noch Tier.

Der Tag hatte sich erschöpft in den Stimmen des Krieges, in dem Rattern und Bellen der Maschinenwaffen und dem donnernden Bersten der Granaten und Bomben. Die Menschen hatten das Dorf verlassen, doch die Häuser standen noch unversehrt, denn die Kämpfenden waren in den Wäldern steckengeblieben und lagen einander dort im Undurchdringlichen dieser schneeverschleiernden Nacht gegenüber.

Nur im Innern der Kirche schwelte die Flamme eines verirrten Brandgeschosses. Sie hatte den Altar erfasst und leckte an dem alten Bilderschrein empor, dessen Flügel offen standen. Angeleuchtet von dieser Glut und ihr anheimgegeben, sah man die Heilige Familie im Stalle zu Bethlehem und den Stern und die Könige und die Hirten, die Tiere und die jubilierenden Engel.

Wenige Tage waren vergangen, seit hier noch eine Gemeinde gesessen und die Heilige Nacht gefeiert hatte. Nun griff die Flamme nach der Krippe. Wer im Schneetreiben auf der Straße stand, hätte glauben können, die Kirche sei festlich zum Gottesdienst erleuchtet und die Häuser darum dunkel, weil die Bewohner sich vor dem Altar versammelt hätten.

Doch auch in einem Hause waren helle Fenster. Dort lag in einer Kammer eine junge Mutter, welche vor wenigen Tagen ein Kind geboren hatte. In der Küche davor saßen drei Soldaten um den Tisch und spielten Karten. Es waren Versprengte, die von ihrer Truppe abgekommen und wohl nicht sonderlich bemüht waren, sie wiederzufinden. Wüste Gestalten waren es in zerschlissenen Uniformen. Aber nachdem sie das Haus betreten und eine Weile darin geruht hatten, schien es, als hätten sie sich wieder darauf besonnen, dass sie im Frieden brave Männer gewesen waren.

„Sieh einer an, da kommen die Heiligen drei Könige!“ hatte der alte Mann gerufen, als sie im Schneetreiben vor der Türe standen. Auch er gehörte eigentlich nicht in das Haus und nicht zu der jungen Frau, die von einem durchziehenden Treck im Wirrwarr eines Tieffliegerangriffs zurückgelassen worden war. Er hatte sie in das Haus geführt, damit sie gebären konnte und von der Straße eine Frau geholt, die ihr half. Aber die war dann weitergezogen.

Der alte Mann war jetzt seit einigen Stunden verschwunden. Er wolle sehen, hatte er gesagt, ob er ein zurückgelassenes Pferd auftreiben könne, mit dem er die Frau und das Kind weiterbringen würde.
So heizten die „Heiligen drei Könige“ die Kammer der Wöchnerin, holten Wasser vom Brunnen draußen, brachten Milch von einer Kuh, die sie im Schneetreiben aufgelesen hatten, kochten Suppe und teilten das Brot mit ihr.
Wenn sie auch beim Kartenspiel gotteslästerlich fluchten und mit den Fäusten die Trümpfe auf den Tisch hernieder donnern ließen und der eine von ihnen Uhren und goldene Ringe in den Taschen hatte, die er gewiss beim Herumstreunen aus solch verlassenen Wohnungen hatte mitgehen heißen, so waren sie gesittete Leute, sobald sie sich der Kammertür näherten. Sie klopften an, wenn sie etwas brachten, sahen die Frau an wie gute Brüder und lächelten über dem Kinde, dass ihre stoppeligen, wilden Gesichter milde leuchteten.
Spät in der Nacht stellten sie drei Kerzen auf den Tisch in der Kammer und legten einen Tannenzweig davor. „Für das Kind ein Licht, für die Mutter das zweite, und das dritte möge dem Vater leuchten“, meinte der Jüngste, der auf den Gedanken gekommen war.
Danach saßen sie wieder in der Küche und spielten. Der Herd glühte. Sie hatten eine Flasche Schnaps vor sich stehen, und der Wildeste von ihnen begann gerade ein Lied zu grölen, denn er war betrunken. Die Wöchnerin nebenan in der Kammer hörte es voll Angst und richtete sich auf. Da legte der Dritte, der so aussah wie der König Balthasar auf dem alten Schreinbild der Kirche, die Hand auf seinen Mund und hieß ihn schweigen. In der plötzlichen Stille hörten sie das Klirren und Dröhnen von Panzerketten draußen im Schnee, und sie wussten nun, dass der Feind im Dorfe war. Sie saßen geduckt und erwarteten, dass die fremden Soldaten ins Haus, dessen erleuchtete Fenster sie doch nicht übersehen haben konnten, stürmen würden. Aber es geschah nicht. Es wurde wieder still. Da sprangen sie auf. „Frau, wir gehen“, schrie der Jüngste von der Kammertür. „Ihr müsst auch gleich fort. Der Feind ist da.“ Sie ließen alles stehen und liegen und polterten davon.
Die Wöchnerin lag allein in dem totenstillen Raum. Sie hatte den kleinen Knaben zu sich genommen und blickte in sein Gesicht. „Lieber Gott, schütze mir mein Kind“, betete sie. Dann hörte sie Schritte; eine Tür schlug an. Sie sind es, dachte sie und befahl sich und das Kind dem Frieden Gottes.
Es war aber der alte Mann, der an ihr Lager trat. Er brachte einen Pelzmantel für sie und ein Schaffell für das Kind. Ein Pferd habe er auch gefunden, sagte er. Sie müssten gleich fort. Aber sie hätten ihn nicht gesehen, obgleich er nur hinter einem lichten Weidenstrauch gestanden habe.
So zogen sie denn hinaus. Die Frau mit dem Kind im Arm saß auf dem Pferd, dem der alte bärtige Mann zur Seite schritt. Schneetreiben hüllte sie ein mit dichten silbernen Schleiern, wenn sie über freies Gelände den Weg nehmen mussten. Oft marschierte es nahe bei ihnen, und sie hörten das Mahlen von Geschützrädern und das Dröhnen von Panzermotoren. Fremde Laute drangen an ihr Ohr. Aber nie wurden sie bemerkt.

Oft standen rechts und links ihrer Straße flammende Brände und glühten durch den Flockenwirbel. Oft war es, als seien sie mitten in einer Schlacht.
Einmal, als sie nichts mehr zu essen hatten, stand eine alte Frau am Wege, winkte ihnen zu halten und reichte der jungen Frau ein Brot. „Es ist von unserm letzten Korn“, flüsterte sie. „Mutter?“ rief die junge Frau verwirrt, so sehr glich das Gesicht dem der Verstorbenen. Aber die Gestalt war schon im Flockentreiben verschwunden.
Ein anderes Mal, als sie im Walde vor zwei sich kreuzenden Schneisen sich nicht entscheiden konnten, denn von allen Seiten hörten sie Kampfeslärm, trat plötzlich ein Mann unter den hohen Stämmen hervor. „Hier müsst ihr lang, Tochterchen“, sagte er und wies die Richtung. So hat mein Vater ausgesehen, dachte die junge Mutter und blickte dankbar auf ihr Kind.
An manchen Tagen lag der Weg offen vor ihnen, und alles schien wie eine leichte Reise zu fernen Verwandten. Tiefblau wölbte sich der Himmel über den Wäldern. Die Stämme der Kiefern leuchteten rostrot und ihre dunklen Wipfel trugen weiße glitzernde Last. Braun standen die Eichen und im silbrigen Grau die Stämme der Buchen. Die Luft war ohne Schärfe und klar und rein zu atmen. Das Licht, das der Schnee tausendfältig widerspiegelte, war so stark, dass der alte Mann oft die Augen schloss. Vogelschwärme zogen zu den rotbeerigen Ebereschen, und die letzten Hagebutten leuchteten aus verschneiten Heckenrosensträuchern. Um einsame Seebuchten schwang sich der goldene Gürtel vergilbenden Schilfs.
Über solche Seen mussten sie oft hinweg. Wo der Wind den Schnee fortgetragen hatte, lag das Eis wie Glas unter den Hufen des Pferdes. Da sah man zuweilen bis auf den sandigen Grund, und die junge Frau staunte über die bunten Barsche, die schlanken Hechte und die Züge der silbernen Maränen. Auch gewahrten sie Quappen und Welse, die träge auf dem Grund ruhten. An anderen Stellen dämmerte den Wandernden die Tiefe grünschwarz zu Füßen. Das Pferd schnaubte, und auch die Frau fröstelte, aber sie sah auf ihr Kind, das friedlich beim wiegenden Schritt des Fuchses schlief und fasste Mut. „Drunten wohnt der Dobnick, der Wassermann, in seinem kristallenen Schloss“, raunte der Alte.
Kamen sie abends durch ein Moor, wo die Kaddickbüsche bei einsamen Birken standen, oder zogen sie an riesigen Findlingsblöcken vorüber, Grabsteinen des alten Volkes vielleicht, die aus der weißen Schneelast aufragten, dann erzählte er von den Barstuckchen, den guten Geistern der alten preußischen Vorfahren. „Sie schützen auch uns“, tröstete er.
Einsame Forsthäuser, abgelegene Höfe boten ihnen Unterkunft. Selten trafen sie noch Menschen, und wenn es geschah, so teilten sie miteinander, was sie hatten und boten einander guten Rat.
Nach einem langen Marsch zog sie eines Abends der spitze Turm eines Ordenskirchleins an. Das Dorf war niedergebrannt. So schliefen sie auf den Kirchenbänken. Am nächsten Morgen saß die junge Frau auf den Stufen vor dem Altar und nährte ihr Kind. Da drangen fremde Soldaten in den Raum. Mit lauernden Blicken näherten

sie sich. Doch als sie die Mutter mit dem Kinde gewahrten, erstarrten sie, als wüssten sie nicht, ob es Mensch oder Bildnis war, wandten sich scheu ab und gingen hinaus.
Sie hatten geradewegs aus Masuren durch das Oberland nach Marienburg ziehen wollen. Aber die Nachricht, dass der Feind dort schon alle Straßen besetzt hatte, zwang sie, durch das Ermland sich dem Haff zuzuwenden. Wo sie auf den stillen Höfen noch Menschen trafen, warnten sie und rieten zu rascher Flucht. Dann wurde Schlitten oder Wagen aus den Schuppen geschoben und der schwere Abschied genommen. Aber oft entgegnete auch ein Bauer nur gelassen: „Seit hundert Jahren“ – und mancher sagte seit zweihundert oder gar seit dreihundert Jahren – „saßen die Meinen auf diesem Hof. Sie haben die Tatarenstürme überdauert und die Russen im vergangenen Krieg. Wenn sie uns nun erschlagen, bleiben wir bei unseren Vorfahren.“
Der Alte aber führte die Frau mit dem Kinde weiter, und schließlich gelangten sie ans Haff. Die Hänge, wo im Frühling die Kirschblüten im Haffwind wehten, lagen unter tiefem Schnee. Frauenburg, die kleine Stadt mit dem hohen Dom, wo einst Kopernikus gelebt und den Gang der Gestirne erforscht hatte, stand in Flammen, und auch rings im Land war der Himmel rot. Sie sahen auf das Haff hinaus, dessen graue Eisfläche in der heraufziehenden Nacht verdämmerte, und sie gewahrten gleich einer dunklen Schnur, die sich über das Eis nehrungswärts spannte, die endlose Kette der Flüchtlingstrecks. Da faltete die Frau die Hände über ihrem Kind und der alte Mann entblößte sein Haupt, bevor er das Pferd beim Halfter nahm und sie das feste Land verließen.
Aber obwohl der Himmel wolkenlos war und aus seiner Höhe die Sternbilder leuchteten und blitzten, erreichten sie unbehelligt von Fliegern das Ufer der Nehrung und ruhten den Tag über in einem Fischerhause. Da sahen sie die Planwagen und die Schlitten und die Wandernden dazwischen, gewahrten Mütter, wie sie mit ihren erfrierenden Kleinen durch Schnee und Eiswasser wateten, Greise, die nicht einmal ein Mantel schützte, Kinder, die alleine irrten, Verwundete und Kranke. Oft verharrte die junge Frau, das Kind im Arm an den Zaun gelehnt. Manchmal fiel ein Blick aus der Schar der Vorüberziehenden auf das Kind, und die Augen, die so stumpf geblickt hatten, leuchteten auf.
Dann aber kam wieder eine Nacht, und sie brachen auf. Sie waren nun einbezogen in den Zug der Tausende. Als sie auf der Straße nicht mehr vorwärts kamen, zogen sie an den Strand hinunter. Die Dünen lagen grau, die See war glatt. Selten nur rollte eine breite lange Woge heran und verebbte wie ein Seufzer. Leuchtkugeln stiegen, Scheinwerfer griffen aus der Ferne der See mit weißen Armen strandwärts. Der Himmel war verhangen.
Ruderschläge näherten sich. Die Frau hielt das Pferd an und lauschte. Ein Boot lief neben ihnen auf. Zwei Matrosen sprangen heraus. Der Alte trat zu den Männern und sprach eine Weile auf sie ein. Dann kam er zu dem Pferd zurück.
„Steige ab und gehe ins Boot mit deinem Kind! Solche wie ihr nehmen sie mit. Aber es ist keine Zeit zu verlieren.“

Er half der Mutter mit dem Kind vom Pferde.
Als die junge Frau im Boot saß und sich umsah, war der Alte mit dem Pferd nur noch wie ein Schatten zu sehen. Und seltsam, er schritt nehrungsaufwärts, als ginge er wieder nach Hause.

Hansgeorg Buchholtz wurde am 25.6.1899 als Sohn ostpreußischer Eltern in Mülhausen im Elsass geboren. Er verbrachte Kindheit und Jugend in Masuren. Dort war er Lehrer, Rektor und Schulrat. Nach dem Zweiten Weltkrieg lebte er in Niedersachsen und Schleswig-Holstein, wo er am 22.4.1979 in Uetersen starb.

Der armen Kinder Weihnachtslied

Hört, schöne Herrn und Frauen,
die ihr im Lichte seid:
Wir kommen aus dem Grauen,
dem Lande Not und Leid;
weh tun uns unsre Füße
und unsre Herzen weh,
doch kam uns eine süße
Botschaft aus Eis und Schnee:
Es ist ein Licht erglommen,
und uns auch gilt sein Schein.
Wir haben's wohl vernommen:
Das Christkind ist gekommen,
und soll auch uns gekommen sein.

Drum geh'n wir zu den Orten,
die hell erleuchtet sind,
und klopfen an die Pforten:
Ist hier das Christuskind?
Es hat wohl nicht gefunden
den Weg in unsre Nacht.
Drum haben wir mit wunden
Füßen uns aufgemacht,
dass wir ihm unsre frommen
Herzen und Bitten weih'n.
Wir haben's wohl vernommen:
Das Christkind ist gekommen,
und soll auch uns gekommen sein.

So lasst es uns erschauen,
die ihr im Lichte seid!
Wir kommen aus dem Grauen,
dem Lande Not und Leid;
wir kommen mit wunden Füßen,
doch sind wir trostgemut:
Wenn wir das Christkind grüßen,
wird alles, alles gut.
Der Stern, der heut erglommen,
gibt allen seinen Schein:
Das Christkind ist gekommen! –
Die ihr es aufgenommen,
o, lasst auch uns zu Gaste sein!

Otto Julius Bierbaum

Christgeburt, Glasfenster von György Lehoczky

Unser 60. Jahrestreffen

vom 11. bis 13. September 2015 in Gelsenkirchen

Mehr als 300 Allensteiner aus Stadt und Land fanden sich zum diesjährigen Treffen ein. Den Auftakt bildete die Stadtversammlung am Freitagnachmittag. Der Vorsitzende Gottfried Hufenbach begrüßte die neu gewählten Stadtvertreter, die Angehörigen der Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit und einige Gäste. Er berichtete über seine Besuche in Allenstein im April und im Juni. Bereits im April wurde im Haus Kopernikus mit der Auszahlung der Bruderhilfe begonnen. Die Verteilung wurde in bewährter Weise von Renate Barczewski weitergeführt und ist inzwischen abgeschlossen. 200 Bedürftige erhielten jeweils 30 Euro. Der zweite Besuch erfolgte am Tag der Minderheiten, der Anfang Juni bei strahlendem Sonnenschein stattfand. Es traten mehrere Volksgruppen auf, die in ihren farbenfrohen Kostümen ein prächtiges Bild boten. Trotz des heißen Wetters waren zahlreiche Ehrengäste der Woiwodschaft und der Stadt erschienen.

Gemeinsam mit Renate Barczewski und Kristine Plocharski wurden drei der noch lebenden Sibirien-Frauen besucht, die teilweise unter bedauernswerten Umständen leben. Jede erhielt einen Geschenkkorb mit ausgewählten Lebensmitteln. Für besondere Ausgaben wie die Zuzahlung bei Medikamenten etc. wird ein Notfall-Fonds bei der AGDM eingerichtet. Eine der besuchten Frauen hat ihre Erlebnisse in Sibirien aufgezeichnet und ist damit einverstanden, dass diese im Allensteiner Heimatbrief veröffentlicht werden. Die Verteilung der großzügigen Spende von Tilmann Zülch, einem Enkel des früheren Allensteiner Oberbürgermeisters, soll in diesem Jahr abgeschlossen werden. Da nur noch 6 der nach Sibirien verschleppten Frauen, aber noch rd. 100 Wolfskinder leben, wird der überwiegende Teil des Geldes an die Wolfskinder verteilt werden.

Erfreulich ist nach wie vor die positive Resonanz auf unseren Heimatbrief, dessen 260. Ausgabe zu Weihnachten erscheinen wird. Die Mischung aus Vergangenheit, Gegenwart und Unterhaltung trifft offensichtlich den Geschmack unserer Leser. Das wirkt sich auch positiv auf das Spendenaufkommen aus, das geringer abnimmt als die Leserzahl. Hierzu tragen vor allem größere Einzelspenden bei.

Nach dem Bericht der Geschäftsstelle gab Renate Barczewski einen Überblick über die Aktivitäten der AGDM während des vergangenen Jahres. Zum ersten Mal wurde eine 2-wöchige Kinderfreizeit durchgeführt, die bei allen Teilnehmern sehr gut ankam. Wie in jedem Jahr gab es im Haus Kopernikus zahlreiche kulturelle Veranstaltungen wie Lesungen, Vorträge, Ausstellungen und Musikabende. Frau Supady erwähnte in diesem Zusammenhang die gerade zu Ende gegangene literarische Begegnung zwischen Schriftstellern aus Deutschland und Allenstein im Sauerland, die alle drei Jahre wechselnd in Deutschland und Polen stattfindet. Die AGDM wird

regelmäßig zu wichtigen Veranstaltungen eingeladen, ob vom Woiwoden, vom Marschall oder von der Stadt. Auch die Zusammenarbeit mit anderen Gesellschaften und mit etlichen Schulen ist ausgezeichnet. Mit Begeisterung angenommen wurde wieder das beliebte Kartoffelfest mit anschließender Auszeichnung des schmackhaftesten Gerichtes. Am Volkstrauertag wurde wie in jedem Jahr auf dem Ehrenfriedhof am Jakobsberg eine Gedenkstunde zu Ehren der Toten abgehalten. Die Erneuerung der Kreuze ist dank der finanziellen Unterstützung der Landsmannschaft weitgehend abgeschlossen. Die Vorweihnachtszeit war ausgefüllt mit diversen Feiern und Veranstaltungen. Schließlich noch ein wichtiger Hinweis: Im Jahre 2016 feiert die AGDM ihr 25-jähriges Bestehen und lädt dazu sehr herzlich ein.

Nach den Berichten des Schatzmeisters und der Kassenprüfer, die dem Schatzmeister für das vergangene Jahr eine ordnungsgemäße Geschäftsführung bescheinigten, wurde der Vorstand einstimmig entlastet. Bei der anschließenden Neuwahl des Vorstands wurden Gottfried Hufenbach erneut zum Vorsitzenden, Stefan Hein zum stellvertretenden Vorsitzenden und Bruno Mischke zum Schatzmeister gewählt. Ein fröhliches Beisammensein in der Gaststätte Dubrovnik beendete den Tag.

Die Veranstaltungen am Samstag begannen mit einer ökumenischen Gedenkandacht in der Propsteikirche, gehalten von dem ehemaligen Visitator Ermland, Domherr Msgr. Dr. Schlegel und Domherr Schmeier aus Allenstein, und der Kranzniederlegung an der Allensteiner Gedenktafel. Anschließend nahmen etliche Besucher die Gelegenheit wahr, unser Heimatmuseum „Treudank“ zu besichtigen. Gegen Mittag fanden sich die ersten Besucher aus Stadt und Land im Schloss Horst ein, und mit Beginn der Feierstunde, die unter dem Motto „60 Jahre Stadtgemeinschaft“ stand, waren alle Plätze in der Glashalle besetzt. Nach der Begrüßung der Gäste gedachte der Vorsitzende der Allensteiner, die vor 70 Jahren während Flucht und Vertreibung ihr Leben lassen oder unsägliches Leid ertragen mussten. Anschließend erinnerte er an einige Ereignisse in der Geschichte der Stadtgemeinschaft: den ersten „Allensteiner Brief“ im Jahre 1948, das glückliche Wiederauffinden des Goldenen Buches der Stadt Allenstein und die Herausgabe der „Geschichte der Stadt Allenstein“ im Jahre 1950 sowie das erste Treffen in Gelsenkirchen im Jahre 1954, an dem 7.000 Allensteiner aus ganz Deutschland die Übernahme der Patenschaft und den 600. Geburtstag ihrer Heimatstadt feierten. 1955 erfolgte die Gründung der „Kreisgemeinschaft Stadt Allenstein“ mit dem Eintrag in das Vereinsregister. Auch Patenschaften im schulischen und sportlichen Bereich folgten bald.

Zu einem besonderen Symbol der Patenschaft wurde die in den Boden des Foyers des „Musiktheaters im Revier“ eingelassene Bronzeplatte, die an das südostpreußische Landestheater in Allenstein „Der Treudank“ erinnert. Sie wurde im Jahre 1990 genau 65 Jahre nach der Einweihung des noch heute existierenden Bauwerks eingeweiht, das als Dank für das Abstimmungsergebnis errichtet wurde. Die Allensteiner brachten ihre Verbundenheit mit der Patenstadt durch die Gedenktafel

in der Propsteikirche zum Ausdruck. Mit der Inschrift „Wir haben hier keine bleibende Statt...“ aus Hebräer 13 ist sie dem Gedenken der verstorbenen Landsleute gewidmet. Jedes Jahrestreffen beginnt dort mit einer Gedenkandacht und Kranzniederlegung. Ende 1992 folgte der Patenschaft eine Städtepartnerschaft zwischen Gelsenkirchen und dem nun polnischen Allenstein. Dem guten Verhältnis zwischen Gelsenkirchen und der Stadtgemeinschaft tat dies keinen Abbruch, denn auch die Stadtgemeinschaft richtete nach der politischen Wende ihr Augenmerk verstärkt nach Osten. Neben die Verpflichtung, den Zusammenhalt zwischen den ehemaligen Bewohnern zu pflegen, trat nun die Aufgabe, die in Allenstein verbliebenen Landsleute, die sich endlich zu ihrer deutschen Abstammung bekennen konnten, zu unterstützen. Ein sichtbares Zeichen der Unterstützung ist das „Haus Kopernikus“, das Haus der deutschen Minderheit in Allenstein. Es wurde mit Spendengeldern der Stadtgemeinschaft erworben und mit Zuwendungen der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit und des Freistaates Bayern renoviert. Das Haus hat sich zu einem Mittelpunkt der deutschen Minderheit im südlichen Ostpreußen und zu einem Ort deutsch-polnischer Begegnung entwickelt. Der Kreis wurde mit der Vereinbarung geschlossen, welche die Städte Gelsenkirchen und Olsztyn gemeinsam mit der Stadtgemeinschaft Allenstein im Jahre 2004 unterzeichneten. Darin wurde die Absicht bekräftigt, die gute Zusammenarbeit der vergangenen Jahre fortzusetzen und die partnerschaftlichen Beziehungen weiter zu vertiefen.

Seit 60 Jahren ist die Stadt Gelsenkirchen Gastgeber der Allensteiner Treffen – im Hans-Sachs-Haus, im Schloss Berge und im Schloss Horst. Aber auch in anderer Hinsicht wurden die Allensteiner auf vielfache Weise unterstützt und fanden stets ein offenes Ohr für unsere Anliegen. Für diese Unterstützung und das partnerschaftliche Miteinander in all diesen Jahren dankte G. Hufenbach Bürgermeister Wöll als Vertreter der Stadt Gelsenkirchen auch im Namen seiner Vorgänger.

Nach dem Grußwort des Vorsitzenden der Kreisgemeinschaft Allenstein, Hans-Peter Blasche, und dem gemeinsam gesungenen Ostpreußenlied würdigte Bürgermeister Wöll die positive Rolle der Stadtgemeinschaft in der Städtepartnerschaft zwischen Allenstein und Gelsenkirchen. Er gratulierte zum 60-jährigen Jubiläum und überreichte ein Emblem der Stadt Gelsenkirchen als Geburtstagsgeschenk. Anschließend verlas G. Hufenbach Grußworte des Allensteiner Stadtpräsidenten und des ehemaligen Oberbürgermeisters von Gelsenkirchen, Oliver Wittke MdB. Mit der Nationalhymne endete die Feierstunde, die auch in diesem Jahr von dem Bläser- und Posaunenchor Erle umrahmt wurde. Danach war der Besuch der Bücherstände sowie einer Ausstellung alter Postkarten von Bruno Mischke angesagt.

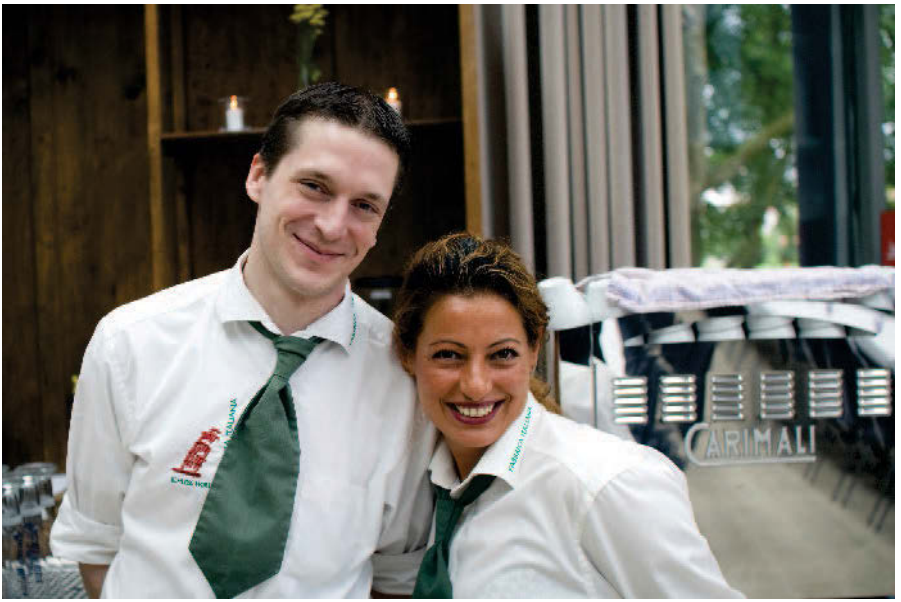
Munteres Schabbern sorgte für gute Stimmung und besetzte Tische bis in den späten Abend. Mit den Gottesdiensten am Sonntag und der Verabschiedung der aus Allenstein Angereisten ging ein gelungenes Jahrestreffen zu Ende. Das 61. Jahrestreffen feiern wir vom 09. bis 11. September 2016.

G. Hufenbach

Unser Jahrestreffen in Bildern

Festgehalten von Helmut Warnke und Jan Hacia

BRIDGE


CARIMALI

SV. Viktoria
Allenstein
1921
Ostpreußen

Zwischen jüdischer Tradition und Blauem Reiter

Erich Mendelsohns Erstlingswerk in Allenstein/Olsztyn

Von Suse Koch

Nicht mit dem expressionistischen Einsteinturm in Potsdam begann der renommierte Architekt Erich Mendelsohn (1887–1953) seine internationale Karriere. Sein erstes Werk, zwei jüdische Friedhofsgebäude (1911–13), befindet sich in seiner Heimatstadt Allenstein (heute Olsztyn in Polen). Lange Zeit war Mendelsohns Erstling verloren geglaubt worden. Doch Ende der 1990er Jahre wurde der kulturelle Wert der Bauten wiederentdeckt, als die *Stadtgemeinschaft Allenstein* in Gelsenkirchen in Zusammenarbeit mit dem polnischen *Verein der Freunde Allensteins* das Anbringen einer Gedenktafel an Erich Mendelsohns Geburtshaus in Olsztyn bewirkte.

Die Friedhofsgebäude waren zu diesem Zeitpunkt in einem bemitleidenswerten Zustand. Nach der Vernichtung der jüdischen Gemeinde (den ursprünglichen Bauherren und Nutzern) durch die Nationalsozialisten wurden die Bauten ab den 1950er Jahren von der Stadt als Archiv genutzt und durch massive, wenig sensible Umbauten gezeichnet. Nach dem Auszug des Archivs standen die Gebäude von 1996 an leer und verwahrlosten bis zu ihrer Wiederentdeckung. Schließlich nahm sich 2005 die *Kulturgemeinschaft Borussia* der Bauten an. Der Verein, der sich dafür einsetzt, dass die reiche multikulturelle Geschichte der ehemaligen Provinz

Ostpreußen nicht in Vergessenheit gerät, pachtete die Friedhofsgebäude und trieb deren Instandsetzung voran, um einen „Ort der Erinnerung“ an die einstige jüdische Kultur in Olsztyn zu schaffen.

Die Sanierung war ein mühevoller Prozess. Neben den massiven Umbauten sind bis heute sämtliche Bauakten verschollen, die den Originalzustand der Gebäude dokumentierten. Die Rekonstruktion erinnerte an ein „Puzzlespiel“. Dennoch konnte das kulturell wertvolle Gebäudeensemble im Herbst 2013 rechtzeitig zum hundertjährigen Jubiläum wiedereröffnet werden. Seitdem werden die Bauten von der *Borussia* als *Zentrum für interkulturellen Dialog* genutzt und stehen Besuchern zur Besichtigung offen. Von der Altstadt aus erreicht man Mendelsohns Erstlingswerk in wenigen Minuten. In einer schmalen Seitenstraße gelegen markieren die zwei Gebäude den Eingang zum jüdischen Friedhof. In dem größeren, dem Bet Tahara, fanden ursprünglich vor der Beerdigung die rituelle Reinigung der Toten und die Trauerzeremonie in der Abschiedshalle statt. Im kleineren Gärtnerhaus wohnte der Friedhofswächter. Von außen sind die Gebäude schlicht gehalten. Im Inneren des Bet Tahara überrascht der Hauptraum – die Trauerhalle – jedoch mit einer pyramidenförmigen Kuppel, einer stimmungsvollen Farbenpracht sowie ornamentalen Malereien und Mosaiken. Der Raum zieht einen sofort in seinen Bann und strahlt durch das gedämpfte Licht, die ausgewogenen Proportionen und die ausdrucksstarke Farbigkeit eine wohltuende Ruhe und Geborgenheit aus.

Erich Mendelsohn entwarf die Friedhofsgebäude noch während seines Studiums der Architektur in München. In dieser Zeit befand er sich in einer Phase der Orientierung und hegte insgeheim den sehnsüchtigen Wunsch Künstler zu werden. Daher setzte er sich intensiv mit den neuen Ideen in der Kunst des Expressionismus auseinander und pflegte Kontakte zu Wassily Kandinsky und Franz Marc, den Hauptprotagonisten der Künstlergruppe des *Blauen Reiter*. Diese machte in München gerade mit ihrer ersten und zweiten Ausstellung (1911 und 1912) sowie der Herausgabe des Almanach *Der Blaue Reiter* – eines der wichtigsten Künstlermanifeste der modernen Kunst – von sich Reden.

Spuren von Mendelsohns Auseinandersetzung mit dieser Kunst sind deutlich an seinem Erstling erkennbar. Seine Herangehensweise an den Entwurf war noch stärker künstlerisch geprägt. Erst danach wandte er sich mit ganzem Herzen der Architektur zu und bezog vermehrt die Eigenschaften der Baumaterialien – mit Vorliebe des Eisenbetons – in den Entwurfsprozess ein. Bei den Friedhofsgebäuden ging Mendelsohn hingegen konzeptionell vor allem von Bildern aus, die (entsprechend der Bauaufgabe) eng mit den jüdischen Traditionen verknüpft waren. Er abstrahierte diese Bilder und entwickelte daraus architektonische Formen mit dem Ziel, den Trauergästen eine Idee des Überirdischen zu vermitteln. Dasselbe Anliegen verfolgten im Übrigen auch die Künstler des *Blauen Reiter* mittels der Abstraktion und der Farbe in ihrer Malerei. Sie strebten an, die Betrachter durch ihre Bilder in ein „Reich des Geistigen“ zu führen.

Mendelsohns Vorgehensweise beim Entwurf zeigt sich insbesondere bei der Kuppel in der Trauerhalle. Die außergewöhnliche zeltartige Form weckt Assoziationen mit dem Stiftszelt, das den Israeliten nach der hebräischen Bibel während der Zeit der Wüstenwanderung als zentrales Heiligtum diente. Es steht damit im jüdischen Glauben symbolisch für den Ort der Begegnung mit Gott. Daher schien sich Mendelsohn an diesem Bild zu orientieren, um durch dessen Abstraktion eine phantasievolle Kuppelform zu entwickeln.

Bemerkenswert ist auch, welche zentrale Bedeutung Mendelsohn den Farben beimaß, um die Ausdruckskraft der Architektur zu steigern und bestimmte räumliche Wirkungen zu erzielen. Die Wände sind im Bet Tahara mehrheitlich in einem dunklen Rotviolett gehalten. In der Kuppel der Trauerhalle überwiegen in den ornamentalen Malereien und Mosaiken hingegen Blautöne und Farbakzente in Grün und Orange auf dem rot-violetten Grund. Diese Verzierungen nehmen zur Kuppelspitze hin zu und gipfeln in einem goldenen Davidstern. Damit bediente sich Mendelsohn in der Architektur eines Mittels, dem in der bildenden Kunst zu dieser Zeit eine entscheidende Rolle zukam. Durch die Farben sollten in der Malerei neue Wege erforscht werden. Daher befreiten die Maler des Expressionismus sie von der als „oberflächlich“ gewerteten Funktion, das Bildmotiv lediglich naturgetreu abzubilden. Stattdessen sollte durch die Farben eine tiefergehende Wirkung auf den

Betrachter erzielt werden. Sie sollten seine Seele berühren.
Beim Bet Tahara könnten Erich Mendelsohn die Farbtheorien von Wassily Kandinsky als Inspirationsquelle gedient haben. Kandinsky veröffentlichte 1912 – zur selben Zeit, zu der Mendelsohn an dem Entwurf der Friedhofsgebäude arbeitete, – das Buch *Über das Geistige in der Kunst*. Darin beschrieb er ausführlich seine Theorien über die Wirkung von Farben auf Psyche und Physis. Nach diesen kann das Rotviolett im Bet Tahara als erdgebundene, kraftspendende Farbe der Trauer gedeutet werden. Das Blau hingegen verweist symbolisch auf den Himmel und das Überirdische. Die Farben zeichneten damit im Raum sinnbildlich den Weg des Verstorbenen vom Erdreich, in dem das Rotviolett trostspendend auf die Trauergäste wirkte, in die Höhe zum Blau der unendlichen himmlischen Sphären nach. Leider konnte diese originale Farbgestaltung bislang mangels Kenntnissen nicht vollständig und in allen Räumen wiederhergestellt werden. Der Schwerpunkt der Sanierung lag auf der Trauerhalle. Dasselbe gilt für die klare Grundrissstruktur, die auf den jüdischen Bestattungsriten aufbaute und zugunsten der heutigen räumlichen Ansprüche des Kulturzentrums nur durch Spuren wie beispielsweise im Bodenbelag erkennbar blieb.
Gleichwohl hat sich die Mühe für die komplexe Instandsetzung vollumfänglich gelohnt. Durch den unermüdlichen Einsatz aller Beteiligten konnte ein einzigartiges Zeugnis der jüdischen Kultur in Olsztyn bewahrt werden. Und nicht zuletzt wird durch die Bauten heute wieder eindrücklich der Ausgangspunkt von Erich Mendelsohns Karriere dokumentiert und damit ein wichtiges Werk in seinem Gesamtschaffen, das von jüdischen Traditionen geprägt und den visionären Ideen der Künstler des *Blauen Reiter* inspiriert wurde.

Foto Trauerhalle: C. Krohn

Was ist, was bleibt

Was gegangen, ist gewesen,
wird vergessen. Auch das Leid.
Was geerntet und gelesen,
wird wie alles rasch verwesen.
Und am Ende bleibt die Zeit.

Und die Zeit treibt neue Blüten
hoffnungsfroher Fantasien,
nährt beständig alte Mythen,
dass einst Gott uns wird vergüten
alle Arbeit, Not und Müh'n.

Dieter Czemper

Nach Osten fuhr keiner mehr

Von Marion Gräfin Dönhoff

Wir aßen noch rasch zusammen: Wer weiß, wann man wieder etwas bekommen würde ... Dann standen wir auf, ließen Speisen und Silber auf dem Tisch zurück und gingen zum letzten Mal durch die Haustür, ohne sie zu verschließen. Es war Mitternacht ... Draußen hatte sich inzwischen der Treck formiert. Ich lief in den Stall, machte mein Reitpferd fertig, von dem ich wusste, dass es allen Strapazen gewachsen sein würde, und trug dem Kutscher auf, meine sehr geliebte Draulitter Schimmelstute an seinen Wagen anzuhängen. Aber der Alte hat diesen Auftrag in seiner Aufregung vergessen, und so blieb sie zusammen mit allen anderen Tieren zurück. Bis Pr. Holland waren es von Quittainen nur 11 km. Eine gute Stunde Fahrzeit, so rechneten wir normalerweise. An diesem Tag brauchten wir sechs Stunden. Die Straßen glichen spiegelblankem Eis, die Pferde rutschten, das Coupé, in das wir zwei Kranke verladen hatten, stand dauernd quer zur Fahrtrichtung. Aus allen Nebenstraßen kamen sie gequollen und verstopften die Kreuzungen, und einen Kilometer vor der Stadt kam alles endgültig zum Stillstand. Wir standen über zwei Stunden, ohne auch nur einen Zentimeter vorzurücken. Schließlich ritt ich in den Ort, um einmal zu sehen, was dort eigentlich los sei. Auch interessierte mich sehr, was wohl die braunen Funktionäre, die noch vor drei Tagen alle Fluchtvorbereitungen für Defaitismus gehalten hatten und schwer hatten bestrafen wollen, jetzt wohl täten.

Ich wand mich durch die Fülle der Wagen und Menschen hindurch zur Kreisleitung der NSDAP. Alle Türen standen offen, verkohltes Papier wirbelte in der Zugluft umher. Auf dem Boden lagen Akten. Alle Zimmer waren leer. „Die sind natürlich als erste weg, die Schweine“, sagte ein Bauer, der gleich mir dort herumstöberte. Ja, sie waren weg. Und bald würden sie gottlob alle weg sein. Aber welch ein Preis! Wie vieles wäre uns erspart geblieben, wenn die Tat vom 20. Juli – vor sechs Monaten – geglückt wäre, so musste ich denken. Die Stadt wirkte wie eine blockierte Drehscheibe: von zwei Seiten waren die Trecks hereingefahren, hatten das Ganze verstopft, und nun ging es weder vor noch zurück. Ich ging zur Post, und siehe da, die gute alte Post funktionierte noch. Während draußen das Chaos brandete und die „Führer“ das Weite gesucht hatten, saßen die alten Angestellten auf ihren Plätzen.

Ich konnte sogar noch mit Friedrichstein telefonieren, das 120 km weiter östlich, jenseits Königsberg, lag. Dort war die Situation noch normal, von jener abnormen Normalität, die unser Leben schon so lange charakterisierte. Jedenfalls hatten sie dort noch keinen Räumungsbefehl erhalten. Übrigens sollten sie auch nie einen bekommen. Für sie war es ohnehin zu spät. Gerade zu der Zeit, als ich telefonierte, stieß die russische Panzerspitze 25 km vor uns von Süden zum Frischen Haff durch. Ostpreußen war abgeschnitten, und für die, die nicht wie wir in den westlichen Grenzkreisen

saßen, erübrigte sich daher der Räumungsbefehl. Ihnen blieb nur noch der Weg über das zugefrorene Haff.
Als ich nach zwei Stunden wieder bei unserem Treck anlangte, waren alle schon total durchgefroren und verzweifelt. Es waren 20 Grad Kälte. Auch Herr Klatt hielt dieses Unternehmen für völlig zwecklos. „Wenn wir doch unter die Russen fallen, dann schon lieber zu Haus“ – das war so etwa die Formel, auf die sich alle geeinigt hatten. Und noch etwas anderes hatten sie alle miteinander inzwischen beschlossen: dass ich versuchen sollte, mit meinem Pferd nach Westen durchzukommen, denn mich würden die Russen bestimmt erschießen, während sie selber nun eben in Zukunft für die Russen die Kühe melken und die Scheunen ausdreschen würden. Wie irrig die Vorstellung war, dass den Arbeitern nichts geschehen würde, ahnten weder sie noch ich damals.
Kein großer Abschied. Ich bestieg rasch meinen Fuchs, überlegte nur einen Moment, ob ich das Handpferd zum Wechseln mitnehmen sollte: eine derbe, gut gezogene, schwarzbraune, vierjährige Stute. Während ich noch überlegte, trat ein Soldat auf mich zu. Er hatte merkwürdigerweise einen Sattel unter dem Arm und fragte, ob er das Pferd reiten dürfe. Also machten wir uns gemeinsam auf den Weg.
Wir sprachen kaum ein Wort miteinander – jeder hatte seine eigenen Gedanken und Sorgen. Den ganzen Tag über ritten wir und hatten dabei immer das Gefühl, in einer „Schlange“ zu stehen: vor uns, hinter uns, neben uns Leute, Pferde, Wagen. Hin und wieder sah man ein bekanntes Gesicht oder las den Namen eines bekannten Gutes auf einer kleinen Tafel, die an einem Wagen baumelte. Hinter dem Städtchen Pr. Holland begegneten wir kleinen Handwerkern und Ladenbesitzern, die sich mit einem Handwagen aufgemacht hatten, in dem die Großmutter saß oder auf dem sie ihre Habe untergebracht hatten. Mein Gott, was für Bilder! Und wo wollten eigentlich all diese Menschen hin? Wollten sie sich wirklich hunderte, vielleicht tausend Kilometer in dieser Weise fortbewegen?
Es war längst Nacht. Wir saßen seit mehr als zehn Stunden auf den Pferden und waren noch immer nicht in Elbing. Das Vorwärtskommen wurde immer schwieriger, weil jetzt in unsere Ost-West-Bewegung von Südosten flüchtende Trosse hineinstießen: niedrige Wagen, mit Panje-Pferden bespannt, die Munition und Geräte beförderten; später auch Panzer, die alle Flüchtlingsfahrzeuge erbarmungslos in die Chausseegräben drängten, wo dann viele umstürzten und zerbrachen.
Plötzlich hielt uns ein Offizier an, der in der Mitte der Straße stand: wie ein Fels mitten im Fluss, und nach flüchtenden Soldaten Ausschau hielt. Er hatte trotz der Dunkelheit erkannt, dass mein Begleiter Uniform trug. „Was, Urlaub? Das gibt’s nicht mehr.“ Auch meine Bemühungen, ihn zu überreden, waren völlig vergebens. Der Soldat musste absteigen, verschwand im Dunkeln, und ich stand plötzlich da mit meinem Handpferd, das sich wie ein Kalb, das zum Schlächter geführt werden soll, ziehen ließ. Gar nicht daran zu denken, dass ich mich tagelang so würde fortbewe-

gen können. Ich war recht ratlos: Stehenbleiben konnte man nicht, vorwärts wollte die Stute nicht. Da hörte ich plötzlich in der Dunkelheit meinen Namen rufen, blickte in das Menschengewühl und sah drei Quittainer, darunter Georg, den 15-jährigen Sohn unseres Forstmeisters. Sie hatten sich per Rad aufgemacht. Was für ein Glück. Org musste sein Rad an einen Chausseebaum stellen und erklomm die Schwarzbraune.

Wir hatten ausgemacht, alle vier zusammen Rast zu machen auf einem Hof, den ich kannte, kurz vor Elbing. Dort trafen wir uns. Die Besitzer waren schon weg und Militär im Hause. Nach ein paar Stunden Ruhe wurde es mir ungemütlich: die von Südosten kommenden Trosse waren so sehr eilig gewesen. Es war zwei Uhr morgens. Ich weckte die anderen, schraubte den beiden Pferden neue, scharfe Stollen unter, ohne die man sich bei dieser Glätte gar nicht fortbewegen konnte und ging zu dem Telefonisten, den ich beim Ankommen in einer improvisierten Schreibstube hatte sitzen sehen, um etwas über die Lage zu erfahren. „Was, Sie sind noch hier? Sie müssen sofort weg. Wir haben eben Befehl bekommen, die Brücke zu sprengen. Machen Sie rasch, dass Sie noch rüberkommen."

Wieder eisig kalt. Und wieder „die Schlange", in die wir uns einreihten. Und nach 18 Stunden wieder ein paar Stunden Schlaf, aus dem ich durch eine Stimme geweckt wurde, die laut und monoton rief: „Alle raus, die Russen sind in ...". Wir hatten dieses Dorf, dessen Name mir entfallen ist, als letztes passiert, ich wusste also, dass es nur 3 km entfernt war. Es war der Bürgermeister, dem das Haus gehörte und der eben diese Nachricht bekommen hatte. Ich weckte Org, und wir versuchten gemeinsam, die Soldaten wach zu bekommen, die im Vorraum auf dem Fußboden schliefen. Vollkommen vergeblich.

Ganz langsam, im Zeitlupentempo – so als sollten die Bilder sich noch einmal ganz fest einprägen – zog ostpreußische Landschaft wie die Kulisse eines surrealistischen Films an uns vorüber. Elbing, Marienburg, mit dessen Geschichte meine Familie mehrfach verbunden war, und dann Dirschau. Dirschau sah aus wie eine gigantische Bühne für eine Freilichtaufführung von Wallensteins Lager: Menschen über Menschen in den wunderlichsten Kostümen. Hier und da Feuer, an denen abgekocht wurde. Der Kanonendonner war jetzt schon ganz nah, manchmal schienen alle Häuser zu wackeln. Wir krochen am Rande der Stadt in einem Hof unter. Während der eine auf einem Sofa schlief, musste der andere im Stall bei den Pferden wachen – denn ein Pferd war in diesen Zeiten ein Königreich wert. Aber es war keine rechte Ruhe, die ganze Zeit zogen Leute durch das Haus, nahmen ein Kissen mit oder ein Handtuch, öffneten ein Weckglas, auch wir hatten hier in der Vorratskammer zum ersten Mal wieder richtig gegessen.

Mich kroch plötzlich der ganze Jammer der Menschheit an, und ich begann zu bereuen, dass ich nicht mit unseren Leuten zusammen nach Hause zurückgekehrt war. Der Gedanke zu versuchen, jenen Entschluss zu revidieren, vielleicht jetzt noch von

diesem laufenden Band abzuspringen, erschien mir plötzlich faszinierend: Wenn Züge noch hin und wieder voll nach Westen gingen – würden nicht vielleicht andere leer nach Osten fahren? Vielleicht könnte ich nach Königsberg und von dort nach Friedrichstein. Ich ging zum Bahnhof. Auch hier wieder Tausende von Menschen. Natürlich kein Schalter offen, keine Auskunft, nichts. Schließlich fand ich einen Beamten: „Was, nach Königsberg?“ Er sah mich an, als wollte ich zum Mond reisen, und schüttelte den Kopf. – Nein, nach Osten fuhr keiner mehr.

Aus: Letzte Tage in Ostpreußen. Erinnerungen an Flucht und Vertreibung

Flucht aus Ostpreußen

Von Gertrud Anneliese Späth, geb. Tolksdorf

Beneidet von unseren Schulfreunden, wohnten wir herrlich im Allensteiner Stadtwald, 5 km von Allenstein entfernt. Wald und Wasser waren unsere Umgebung. Wir wohnten hier mit den Eltern, meinem Bruder Reinhold und den Schwestern Dorothea und Beate. Vater wurde nicht zum Militär eingezogen, da er unentbehrlich für das Stauwerk war, das der Stadt Allenstein den Strom lieferte. Wir verloren unseren Vater dennoch in jungen Jahren; er starb Ende November 1943 mit 43 Jahren. Einige Wochen später, am 12. Dezember, wird unsere Schwester Beate geboren. Ein Jahr danach, am 21. Januar 1945, mussten wir unser Zuhause verlassen.

Es war ein Sonntag. Das Telefon läutete und ein früherer Freund unseres Vaters gab uns den dringenden Rat, das Stauwerk zu verlassen, weil der Russe kurz vor Allenstein steht. Mutter nahm die fertigen Rouladen und das Rotkraut und verstaute alles in der Backröhre. Wir zogen unsere Mäntel an, nahmen ein kleines Köfferchen mit den wichtigsten Papieren (stand schon seit einiger Zeit griffbereit da) und machten uns bei klirrender Kälte und tiefem Schnee mit Kinderwagen und Schlitten auf den Weg nach Allenstein. Unterwegs kam uns unsere Großmutter aus der Langgasse 22 in Allenstein, völlig ratlos entgegen, wie auch Tante Hilde, Muttis Schwester, mit ihren Kindern Inge, Günter und Klaus-Werner im Kindergarten aus der Roonstraße. Wir hatten nur noch ein kurzes Stück durch den Wald zu laufen, als uns ein VW- Kleinwagen entgegen kam. Er hielt kurz hinter uns an. Es stiegen drei Personen aus: 2 Soldaten, 1 Zivilist. Trotz der Aufforderung, sofort weiterzugehen, beobachteten wir, wie diese drei Personen eine kleine Böschung hoch gingen und den Zivilisten durch einen Genickschuss töteten, ihn liegen ließen, in das Auto stiegen und an uns vorbei zur Stadt fuhren. Erst dann sahen wir, dass, von Schnee bedeckt, noch mehr junge Leute erschossen dort lagen. Jetzt sagte unsere Großmutter voller Angst: „Kommt, wir müssen uns beeilen.“

Nachdem wir die Chaussee nach Allenstein erreicht hatten, wussten wir

im Moment nicht, ob wir nach rechts oder nach links gehen sollten, ein aus Richtung Stadt entgegenkommender Lastwagen, besetzt mit Militär, half bei der Entscheidung. Auf deren Frage hin, wohin wir wollen, nämlich Richtung Stadt, erzählten sie uns, das der Russe wohl schon in Allenstein sei und wir schnell rauf auf den Wagen sollten. Ich weiß nicht wie oft ich in den letzten Jahren an diese Soldaten gedacht habe, denn der falsche Weg wäre verhängnisvoll gewesen.

Wir konnten mit Ihnen bis nach Braunsberg fahren und gingen dann zu Fuß weiter bis Klein-Passarge. Hier kamen wir in einem kleinen völlig überfülltem Häuschen unter, bekamen aber dennoch einen Platz auf dem Fußboden des Wohnzimmers! Die Frauen kochten heißen Tee, wir jungen Leute standen auf der Straße und verteilten diesen an verwundete Soldaten, welche Lastwagen hinter Lastwagen durch das Dörfchen fuhren.

Dann mussten auch wir wieder weiter, denn der Russe rückte immer näher! Und mit dieser Tatsache begann die Tragödie. Es blieb uns nur das frische Haff als Fluchtweg übrig, das aber teilweise nicht mehr zugefroren war. Es bildete sich ein Elendszug, Wagen hinter Wagen, dazwischen all diese Leute, total erschöpft. Dazu kamen die Tieffliegier (man konnte die Piloten hinter der Kanzel sehen), die auf alles schossen, was sich auf dem Eis bewegte. Fuhrwerke versanken und auf dem Eis waren alle wehrlos dem mörderischen Feuer der russischen Tieffliegier ausgesetzt. Man hörte dennoch kaum Laute, höchstens das Schnaufen der Pferde!

Wir wollten den Kinderwagen mit Beate an ein Fuhrwerk binden. Was immer uns davon abgehalten hat, wir hatten Glück, denn das Fuhrwerk versank vor unseren Augen, und wir waren froh, eine Eisscholle zu erreichen. So gelangten wir dann glücklicherweise ans rettende Ufer. Wir gingen die frische Nehrung entlang, immer in Ufernähe. Einzelne Soldaten ermahnten uns, dicht zusammenzubleiben denn russische Partisanen seien unterwegs.

Wie lange wir auf dem matschigen Eis laufen mussten, weiß ich nicht. Wir erreichten auf der Nehrung den Ort Kahlberg und versuchten, hier einen Platz zum Ausruhen zu bekommen. Der Ort war überfüllt mit Flüchtlingen und Soldaten. In einem Hausflur, unterhalb der Treppe, fanden wir einen winzigen Platz. Ich weiß nicht mehr, wie lange wir dort ausharren mussten, es ist auch nicht mehr nachvollziehbar, ob oder wann wir etwas zu trinken oder zu essen bekamen. Wir sind dann aber irgendwann wieder weitergezogen. Es gab ja nur noch eine Möglichkeit, und zwar die nach Danzig mit einem Schiff. Die Anlegestelle an der Ostsee war schwarz von Menschen.

Wir hatten Glück. Als ein Schiff anlegte und ein Offizier an Land kam, sprach diesen unsere Mutter an, ob er nicht ihren Bruder Werner Rautenberg von der „Gorch Fock“ kenne. Welch ein Wunder..., er kannte ihn und nahm uns mit auf sein Schiff. So erreichten wir den Danziger Hafen, Gotenhafen.

Wir waren ausgehungert, schmutzig und ratlos. Aber wir alle, Oma, Tante Hilde mit ihren 3 Kindern und wir, hatten vereinbart, uns bei einem weitläufigen Verwandten in Danzig, Richard Nauber, Straße am Schwarzen Meer 4, zu treffen. Dies gelang uns, nur Opa

fehlte noch. Opa war in Allenstein Oberzugführer. Als er an besagtem Tag von der Arbeit zurückkam, fand er seine Wohnung leer. Er machte sich gleich auf zum Stauwerk und fand eine Notiz von uns, dass wir auf dem Weg nach „irgendwohin“ sind. Opa war sehr erschöpft, legte sich etwas hin, zog sich dann von unserem verstorbenen Vater Kleidung an und machte sich ebenfalls auf die Flucht. Sie verlief ähnlich wie bei uns, nur ist er viel durch Wälder gelaufen; über das Eis musste er aber auch.

Trotz aller Strapazen ist auch er schließlich bei Richard Nauber gelandet. Ich kann mich gar nicht mehr richtig an die Zeit „Am Schwarzen Meer“ erinnern, das Haus voller Leute! Ich weiß nicht mehr, wie wir geschlafen haben und ob wir auch etwas zum Essen hatten. Dann hatte Danzig einen sehr schweren Bombenangriff zu überstehen und am nächsten Tag mussten zuerst die Flüchtlinge die Stadt verlassen. Beate war schwer krank, kam ins Krankenhaus mit Mutti an ihrer Seite. Oma, Tante Hilde mit Kindern und wir Drei machten uns wieder auf nach Gotenhafen, um irgendwie einen Platz auf einem Schiff zu bekommen. Zu dieser Zeit fuhr auch die „Gustloff“ ab, völlig überfüllt. Wir bekamen einen Platz auf einem Frachter RO 22. Mutti fuhr mit dem Lazarettschiff mit Beate. Wir wollten uns alle in Hamburg bei Tante Anna treffen, aber angekommen sind wir in Dänemark.

Unser Frachter war 6 Tage und 6 Nächte unterwegs. Wir waren nur mit Schwimmwesten ausgestattet, weil wir durch Minenfelder fahren mussten. Mutti brauchte mit dem Lazarettschiff nur einen Tag und eine Nacht, um im gleichen Ort, nämlich Kopenhagen, anzukommen. Wir wussten aber nichts voneinander, jeder von uns kam in ein Lager. Die Verhältnisse waren unbeschreiblich, trotzdem waren wir froh, eine Bleibe gefunden zu haben.

Mit der Kapitulation 1945 änderte sich Vieles. Die Engländer hatten Dänemark besetzt. Unser Lager wurde sofort mit Stacheldraht umzäunt und wir wurden von den englischen Soldaten mit Gewehren bewacht. Hier verbrachten wir ca. 1 Jahr, dann wurden wir in ein Lager nach Karup verlegt, auf der Insel Fünen. Die Zustände waren hier nicht anders als im ersten Lager, aber ich hatte die Gelegenheit, im Suchdienst mitzuhelfen. Es gab eine Mädchengruppe und wir spielten Theater.

Nun endlich fanden wir auch unsere Mutti wieder, mit Beate. Nach einem halben Jahr wurden wir nach Kompedal verlegt. 30 Personen in einem Raum! Die hygienischen Verhältnisse waren katastrophal! In unseren dreistöckigen Betten steckten die Wanzen und brachten uns zum Verzweifeln.

Dann änderten sich glücklicherweise die Zeiten! Der Krieg war aus. Wer Verwandte in Deutschland hatte und einen Zuzug vorweisen konnte, durfte nach Deutschland zurück. Tante Hilde fand ihren Mann wieder, der ein Zimmer besorgen konnte. Opa sorgte für Oma, aber wir mit Mutter und Ihren 4 Kindern, ohne den Vater, war dies nicht geglückt. Nach 3 Jahren Aufenthalt im Internierungslager, wurden wir nach Deutschland ausgewiesen, kamen in den schönen Schwarzwald in das kleine Dorf Oberweier. Hier begann ein völlig neuer Abschnitt unseres Lebens.

Schnee

Zwischen den Bahngleisen
verträgt sich morgenroter Schnee. –
Artisten müssen reisen
ins Gebirge und an die See,
nach Leipzig – und immer wieder fort, fort.
Nicht aus Vergnügen und nicht zum Sport.
Manchmal tut's weh.

Der ich zu Hause bei meiner Frau
so gern noch wochenlang bliebe;
mir schreibt eine schöne Dame:
„Komm zu uns nach Oberammergau.
Bei uns ist Christus und Liebe,
und unser Schnee leuchtet himmelblau." –
Aber Plakate und Zeitungsreklame
befehlen mich leider nicht dort –,
sondern anderswohin. Fort, fort.

Der Schnee ist schwarz und traurig
in der Stadt.
Wer da keine Unterkunft hat,
den bedaure ich.

Der Schnee ist weiß, wo nicht Menschen sind.
Der Schnee ist weiß für jedes Kind.
Und im Frühling, wenn die Schneeglöckchen blühn,
wird der Schnee wieder grün.
Beschnuppert im grauen Schnee ein Wauwau
das Gelbe,
reißt eine strenge Leine ihn fort. –
Mit mir in Oberhimmelbau
Wär's ungefähr dasselbe.

Joachim Ringelnatz

Die Reise nach Oletzko

Von Siegfried Lenz

Oft, Herrschaften, kann schon ein kleiner Mangel Anlass geben zu einer Reise – beispielsweise der Mangel an einem Kilochen Nägel. Von diesem Mangel betroffen fand sich in Suleyken ein Mensch namens Amadeus Loch, dessen Liegenschaften sich in unmittelbarer Nähe von Goronzä Gora, das ist: Heißer Berg, erstreckten. Um also genügend Nägel zu haben für den Bau eines Schuppens, begab sich dieser Loch eines Tages zu seiner Frau und sprach ungefähr so: „Es ist“, sagte er, „moia Zonka, ein Mangel aufgetreten von einem Kilochen Nägel. Daher wird eine Reise nach Oletzko notwendig sein. Und damit sie angenehm wird, könntest Du eigentlich mitfahren. Es sind dieselben Vorbereitungen, und wenn man schon in die Fremde muss, dann soll man achten, dass man nicht allein ist.“

So sprach der Amadeus Loch und ging hinaus, und nachdem er gegangen war, stellte seine Frau, eine geborene Popp, alles auf die Ofenbank, was für die Reise gebraucht wurde. Was das Essen betrifft, so war auf der Ofenbank etwa zu finden: Speck, Fladen, Salzgurken, ein Topf Kohl, getrocknete Birnen, ein Korb Eier, gebratene Fische, Zwiebeln, ein Rundbrot und ein geschmortes Kaninchen. Dann legte sie, während Amadeus sich um das Fuhrwerk kümmerte, die Joppe bereit, Gummigaloschen, Decken, Tücher und Pulswärmer. Und nachdem sie ihre vier Röcke zum Unterziehen hervorgekramt hatte, sprang sie hinüber zu ihrem Bruder, Paul Popp, und ließ sich so vernehmen:

„Amadeus und mich, uns zwingt der Mangel von einem Kilochen Nägel in die Fremde. Morgen, vielleicht auch übermorgen, müssen wir fahren nach Oletzko. Wenn man aber schon in die Fremde muss, dann soll man achten, dass man nicht allein ist. Da ich auf euch nicht verzichten kann, wäre es schon angenehm, wenn ihr mitkämt. Ich könnte sie leichter aushalten, die Reise.“

Damit ging sie, und nach kurzer Beratung begannen im Hause Popp die Vorbereitungen für die Reise: Eingemachtes wurde aufgemacht, es wurde Salzfleisch zurechtgelegt, Heringe wurden gebraten, ein Huhn geschlachtet und gekocht, Brot gebacken, ein Paar Wollsocken in wirbelnder Eile zu Ende gestrickt, ferner wurden die Pferde neu beschlagen, das Geschirr ausgebessert und die Leine des Hofhundes verlängert. Und nachdem die notwendigsten Vorbereitungen getroffen waren, eilte Paul Popp persönlich zu seinem Schwager, Adolf Abromeit, der, wie man sich erinnert, in seinem Leben nicht mehr gezeigt hatte als große, rosa Ohren. Und zu diesem sprach er: „Das Schicksal will, dass wir eine Reise machen müssen in die Fremde. Und wie die Dinge, Adolf Abromeit, nun einmal liegen, hat sich niemand wohlgefühlt in der Fremde – angefangen bei den Katzen und geendet bei den Schimmeln. Somit wäre es gut, wenn du anspannst und uns begleitest; die Reise wäre um manches angenehmer.“

Adolf Abromeit, ein ewig verscheuchter Mensch, rannte vom Keller auf den

Boden, vom Boden in die Scheune, von der Scheune in den Stall und in die Küche, und als er alles halbwegs beieinander hatte, rannte er über die Felder zu seinem Onkel, dem Briefträger Hugo Zappka, und sprach: „Ein Unglück ist geschehen. Eigentlich eine Feuersbrunst. Wir müssen eine Reise machen in die Fremde, nach Oletzko. Wir können dich, Onkelchen, nicht entbehren. Schon wegen der Katzen und Schimmel."

Und damit rannte er auch schon zurück.

Hugo Zappka, der Briefträger, er ordnete und bündelte die eingegangene Post, stellte so etwas wie eine Bilanz zusammen und setzte sich hin und schrieb sein Testament. Dann regelte er alles für die Reise und suchte meinen Großvater Hamilkar Schaß auf, dieser meinen Oheim Kuckuck, Kuckuck den Ludwig Karnickel, Karnickel die Urmoneits, und allmählich war ganz Suleyken in schöner Unbefangenheit bereit, einen seiner Bürger in die Fremde zu begleiten.

Wie ansehnlich die Reisegesellschaft war – man wird es ermessen, wenn ich sage, dass das Fuhrwerk von Amadeus Loch knapp vor Striegeldorf war, als sich der letzte, der finstere Mensch Bondzio, gerade in Suleyken in Bewegung setzte.

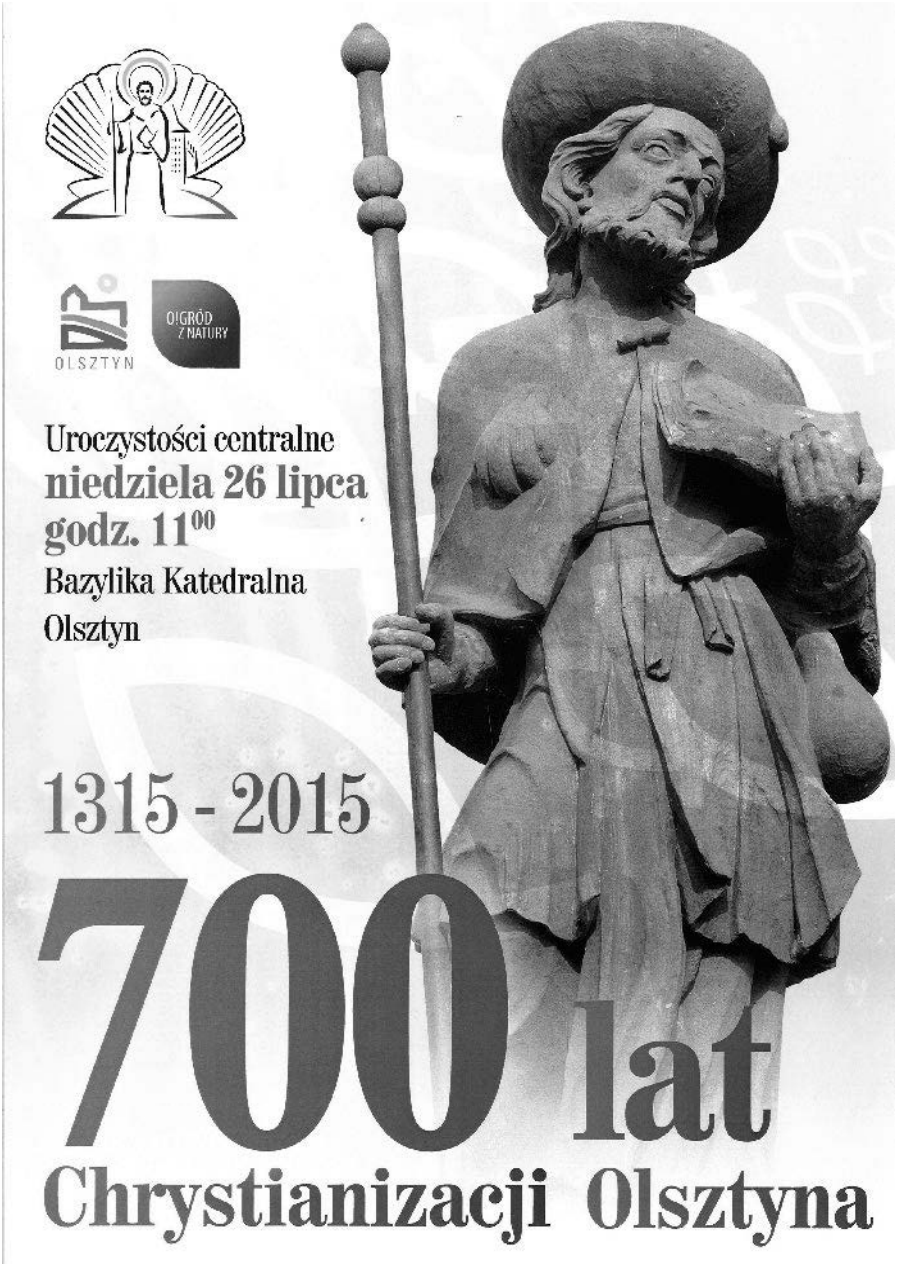
So fuhren sie los, und dem Vernehmen nach soll auf dieser Fahrt, neben vielem anderen, folgendes passiert sein: es wurden zwei Kinder geboren, der alte Logau verlor sein Holzbein, zwischen dem Schuster Karl Kuckuck und dem Flussfischer Valentin Zoppek brach ein Streit aus, der Holzarbeiter Gritzan ließ sich herab und sprach zwei ganze Sätze, ferner sichtete man einen wilden Auerochsen, der sich jedoch später als Kuh herausstellte, inspizierte die sagenhaften Rübenfelder von Schissomir, unterbrach die Fahrt, um den berühmten Kulkaker Füsilieren beim Manöver zuzusehen, und erwarb natürlich ein Kilochen Nägel in Oletzko.

Dem weiteren Vernehmen nach kehrte die Gesellschaft nach angemessener Zeit zurück und zerstreute sich mit der Versicherung, dass es angenehm sei, wenn man in der Fremde nicht allein sein muss.

Aus: Die Erzählungen 1949-1958

700 Jahre Christianisierung der Stadt Allenstein/Olsztyn

Am Sonntag, dem 26. Juli 2015, feierte die Kirchengemeinde St. Jakobus d. Ä. in Allenstein den 700. Jahrestag der Christianisierung der Stadt und gleichzeitig den Namenstag ihres Schutzpatrons St. Jakobus, des Älteren.
Das Jahr 1315 als Beginn der Christianisierung stützt sich auf eine Inschrift in der südlichen Turmkapelle der Konkathedrale, die lautet: „Ecclesia ex fundamento anno Domini 1315." Historiker deuten diese Inschrift nicht als Grundsteinlegung der Kirche, sondern als die Gründung der ersten christlichen Gemeinschaft durch katholische Missionare in einer Pruzzensiedlung in diesem Allebogen, vielleicht auch mit dem Bau einer ersten Holzkirche.
Obige Inschrift mit dem Datum 1315 ist nachweislich erst beim Ausbau der beiden Turmkapellen in der südlichen Turmkapelle im Jahre 1721 dort angebracht worden. Man hat sicher auch vor der Gründung der Stadt Allenstein, mit dem Gründungsprivileg vom 31. Oktober 1353, kaum mit der Grundsteinlegung einer so großen Kirche begonnen.
Bei der Gründung der Stadt, womit Johannes von Leysen aus dem Dorfe Layß bei Mehlsack beauftragt wurde, musste auch ein Platz gefunden werden, der ausreichend natürlichen Schutz bot. Diesen fand man auf einer Anhöhe im Alleknie, die jetzige Altstadt. Dieses Alleknie bot mit der Alle und ihren sumpfigen Ufern gegen Süden und Westen guten Schutz. Zusätzlich bot auch ein Sumpf- und Seengürtel weiteren Schutz gegen ungewollte feindliche Annäherung. Mit dem Bau der Allensteiner Kapitelburg(-schloss) ist bereits vor der eigentlichen Stadtgründung begonnen worden.
Ebenfalls mit der Stadtgründung ist auch eine Dotierung für eine Pfarrstelle dokumentiert. Das kann somit bedeuten, dass mit der Stadtgründung im Jahre 1353 auch mit dem Bau der heutigen St.-Jakobus-Kathedralkirche begonnen wurde. Als Bauabschlussdatum nimmt man das Jahr 1380 an. Nur die fünf oberen Geschosse des Turmes und die Gewölbe wurden später vollendet. Dies geschah etwa im Jahre 1596, wie es eine Jahreszahl im Turm ausweist.
Noch heute erfreut dieses mächtige gotische Bauwerk mit seinem imposanten 70 m hohen Turm die Bewohner und Gäste der Stadt Allenstein/Olsztyn.
Am 26. Juli 2015 wurden in der St.-Jakobus-Kirchengemeinde nicht nur das Patronatsfest und die Christianisierung der Stadt, sondern auch die Einweihung der Figur des hl. Jakobus auf dem Hof des Pilgerzentrums unterhalb der Konkathedrale gefeiert. An diesen Feierlichkeiten nahmen neben dem gastgebenden Pfarrer Dr. Lesinski weitere Exzellenzen teil: Erzbischof Ziemba, der Metropolit des Ermlandes, Koadiutor Erzbischof Gorzynski, Erzbischof sen. Piszcz, Bischof sen. Wojtkowski sowie der Ordinarius der Elbinger Diözese Bischof Jezierski, der auch die Festpredigt hielt.


OLSZTYN
O!GRÓD Z NATURY
Uroczystości centralne
niedziela 26 lipca
godz. 11⁰⁰
Bazylika Katedralna
Olsztyn
1315 - 2015
700 lat
Chrystianizacji Olsztyna

Der St.-Jakobus-Pilgerweg von Tallin in Estland nach Santiago de Compostella in Spanien führt über Polen. Allenstein mit seinem St.-Jakobus-Pilgerzentrum ist eine der Etappen. Bisher haben dieses Pilgerzentrum, das erst seit einem Jahr in Betrieb ist, 1500 Personen besucht.
Der heilige St. Jakobus d. Ä. ist auch der Schutzpatron aller Pilger. Die Figur des hl. Jakobus auf dem Hof des Pilgerzentrums ist eine Kopie der Figur dieses Heiligen aus dem 17. Jahrhundert aus der Kirche St. Jakobus in Thorn. Pfarrer Dr. Andrzej Lesinski hat sie für das Allensteiner Pilgerzentrum anfertigen lassen.

Bruno Mischke

Der Oberländische Kanal im neuen Glanz

Nach drei Jahren Pause, die mit einer Renovierung verbunden war, kann man nun wieder von Osterode nach Elbing auf dem Oberländischen Kanal fahren. Seine Revitalisierung war die erste, ganzheitliche Renovierung seit über 150 Jahren und kostete 115 Mio. Zloty, wovon über 48 Mio. aus den EU-Fonds stammten. Die Hauptaufgaben, denen sich die Ingenieure zu stellen hatten, waren die Verbesserung der Schifffahrts- und Sicherheitsbedingungen und die Restaurierung der maroden Gebäude beiderseits des Kanals sowie der dazugehörige Anlagen.
Im Rahmen dieser Investition führte man umfangreiche Arbeiten durch. Es wurden u. a. die schiffbaren Wege Liebemühl-Osterode-Altfinken, Liebemühl-Eylau und Röthloffsee-Bertungsee umgebaut. Eine gründliche Renovierung erfuhren die fünf Rollberge Buchwalde, Kanthen, Kodderstrauch, Hirschfeld und Rodland, außerdem die Maschinenräume mit Geräten, Geleisen, Pfeilern und Wagen.
Bei dieser Gelegenheit muss ein neues Gebäude der historischen Stube in Buchwalde erwähnt werden. Dort befinden sich zwei Obergeschosse mit einer Ausstellung, die die Funktion der Rollberge erläutert und die Geschichte dieses ungewöhnlichen Baudenkmals darstellt.
„Es war ein sehr schwieriges und kühnes Unterfangen, da es nicht an Menschen fehlte, die an uns zweifelten. Doch man kann jetzt sehen, dass es uns gelungen ist“, sagte Halina Czarnecka, Direktorin des Regionalvorstandes für Wasserwirtschaft in Danzig, der Verwalter des Oberländischen Kanals ist und die Renovierungsarbeiten ausführte.
Es muss auch darauf hingewiesen werden, dass es gegenwärtig die weltweit einzige von Touristen benutzte Wasserstraße ist, die zur Beförderung von Schiffen ein System von Karren benutzt, die sich auf den Rollbergen bewegen. Diese technische Lösung findet besonders großes Interesse, da sie schon Anfang des 19. Jahrhunderts angewandt wurde.
Vater dieser einmaligen hydrotechnischen Anlage ist der preußische Ingenieur Georg Jacob Steenke (geb. am 30. Juni 1801 in Königsberg, gest. Am 22. April 1884 in Elbing). Er setzte sich zum Ziel, eine Wasserverbindung zwischen Ostpreußen und der Ostsee zu schaffen. Die besondere Herausforderung war in diesem Fall, erhebliche Höhenunterschiede des Terrains zu überwinden. Man

berechnete, dass die Nutzung von Schleusen einen größeren Wasserverbrauch verursachen würde. Daher kam Steenke zu der Lösung, den Höhenunterschied des Kanals von 99,5 Metern durch den Bau von fünf Rollbergen zu bewältigen.
Der Kanal wurde 1860 geöffnet, aber die rasche Entwicklung der Eisenbahn bewirkte, dass er an wirtschaftlicher Bedeutung schnell verlor. Seine Beliebtheit bei Touristen blieb aber unverändert. Zum ersten Mal befuhren 1912 Touristen den Kanal an Deck des Motorbootes „Seerose“, das der Schiffsreederei Adolf Tetzlaff gehörte. Im selben Jahr vergrößerte man den Schiffsbestand um die „Herta“. 1925 nahm das Ausflugswasserfahrzeug „Heini“ seinen Dienst auf, zwei Jahre später war es die „Konrad“. Von da an betrieb man regelmäßig Passagierfahrten auf dem Kanal.
Der Kanal galt zu deutscher Zeit als eines der drei Wunder Ostpreußens (neben der Marienburg und den Wanderdünen auf der Kurischen Nehrung). Die Ansicht eines Schiffes, das quasi über das Gras fährt, ist sehr beindruckend. Auch die Originalmaschinerie ist eine Attraktion für die Liebhaber früherer Technologien. Wenn man die herrliche Natur und die Landschaft der Umgebung einbezieht, die Hunderte von Tier- und Pflanzenarten, die man während der Fahrt durch den Kanal wie auch von den Fuß- und Fahrradwegen aus bewundern kann, wird verständlich, welch einmaliges Erlebnis diese Fahrt darstellt.
1948 wurden dank der Bemühungen Adolf Tetzlaffs und des Beauftragten der polnischen Regierung Zygmunt Mianowicz die Kanaleinrichtungen wieder in Betrieb genommen, um regelmäßige Touristenfahrten zu ermöglichen. Am Anfang war die Zegluga Gdanska (die Danziger Schifffahrt) ihr Benutzer, aber in der Mitte der 1970er Jahre übernahm die Zegluga Mazurska (die Masurische Schifffahrt) aus Lötzen die Schiffe, die durch den Kanal fuhren. Von 1992 an wurde der Selbstverwaltungsbetrieb des öffentlichen Verkehrs in Osterode zum Schiffseigentümer. Ihm standen damals acht Wasserfahrzeuge zur Verfügung, darunter ein Schiff, das den Namen „Ostroda“ trug und 65 Passagieren Platz bot. Die anderen Schiffe dieser Größe wurden in den 60er Jahren hergestellt: „Kormoran“, „Birkut“, „Marabut“, „Pingwin“, „Labedz“; zu den kleineren Schiffen gehörte die „Zuraw“ mit Plätzen für 35 Personen und die „Perkoz“ mit Plätzen für 12 Personen. 2010 erfolgte eine Umgestaltung des öffentlichen Verkehrsbetriebs in Osterode in die Zegluga Ostrodzko-Elblaska Sp. z.o.o. (die Oberländische Schifffahrt GmbH). In den vergangenen Jahren fuhren jährlich über 60.000 Fahrgäste mit den Passagierschiffen durch den Kanal.
Abschließend ist zu erwähnen, dass der Oberländische Kanal auf der Liste der sieben Wunder Polens, neben dem Wawel-Schloss und dem Salzbergwerk in Wieliczka, steht. 2011 wurde er durch eine spezielle Verordnung des Präsidenten der Republik Polen zu einem Geschichtsdenkmal erklärt. Er gehört somit zu den Gebäuden mit einer besonderen Bedeutung für das Weltkulturerbe. Es werden intensive Bemühungen unternommen, ihn in die Liste der UNESCO-Weltkulturerben aufzunehmen.

Alfred Czesla
Übersetzung: Sylwia Gdala

Grabstein von Karl Roensch im Lapidarium der Jacobi-Kirche

Der Fabrikant Karl Roensch (1859-1921) war als Inhaber der Eisengießerei Roensch & Co. einer der größten Arbeitgeber der Stadt Allenstein und trieb darüber hinaus als Vorsteher der Stadtverordnetenversammlung gemeinsam mit den Bürgermeistern Oskar Belian und Georg Zülch die Modernisierung der Stadt voran. Für seine Verdienste wurde ihm am Neujahrstag 1915 die städtische Ehrenbürgerschaft verliehen. Im Nachruf des Magistrats und der Stadtverordneten hieß es: „Er war das Muster eines Bürgers, der unbekümmert um die Meinung des Tages und ohne Rücksicht nach unten und oben in dem selbstlosen Dienste für seine Stadt das Glück seines Lebens suchte und fand.“ Beigesetzt wurde seine Urne auf dem ehemaligen ev. Friedhof in der Bahnhofstraße hinter dem Haus Kopernikus, der in den 60er Jahren dem Erdboden gleich gemacht wurde. Sein Grabstein wurde später unter Trümmern und Schutt auf dem Gelände des heutigen Zentralparks entdeckt und gesichert.
Der Grabstein aus grauem Granit ist ca. 93 x 64 groß und stand vermutlich alleine auf einem Sockel. Darauf ist zu lesen: „Offenbg. 14,13 | Karl Roensch | geb. 19.4.1859 | gest. 16.6.1921“. Die Inschrift verweist auf folgende Stelle in der Lutherbibel von 1912: „Und ich hörte eine Stimme vom Himmel zu mir sagen: Schreibe: Selig sind die Toten, die in dem HERRN sterben von nun an. Ja, der Geist spricht, dass sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach.” (siehe Foto auf der inneren Rückseite).
In Gesprächen zwischen der Familie Roensch und der Stadt wurden verschiedene Ideen über die Zukunft des Steins erörtert. Sollte ihn die Familie an den Bodensee mitnehmen und hier eine Kopie zurücklassen oder umgekehrt? Sollte man den Grabstein weiter in einem kleinen Lager aufbewahren oder ausstellen? Dank der Bemühungen der Friedhofskommunalverwaltung und der Unterstützung des Stadtkonservators hat der Denkmalpfleger der Woiwodschaft zugestimmt, den Stein in das neu errichtete Lapidarium auf dem Jakobifriedhof zu überführen.

Dr. Alexander Bauknecht

Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit (AGDM)

AGDM, Haus Kopernikus, ul. Partyzantów 3, 10-522 OLSZTYN, POLEN
www.agdm.pl, Email: kplocharska@agdm.pl, Tel./Fax: 0048 89 523 6990
Geschäftsstelle: Di, Do und Fr 09.00 bis 12.00 Uhr, Mi 13.00 bis 16.00 Uhr.
Bibliothek: Montag 11.00 bis 12.00 Uhr und Mittwoch 15.00 bis 16.00 Uhr.

Die AGDM ist Besuchern gerne bei der Suche nach Privatquartieren behilflich. Einzelreisende können auch im Haus Kopernikus übernachten.

Erinnerungen an Allenstein

Der Artikel über Johann Nepomuk auf der Allebrücke erinnert einen unserer Leser an seine früheren Besuche in Allenstein.
Bei unseren zahlreichen Besuchen der Großeltern sind wir natürlich oft über die Brücke gegangen oder auch mit der Straßenbahn gefahren. Da wurde uns auch die Geschichte von Nepomuk, dem Brückenheiligen, erzählt. In Erinnerung habe ich auch die „Sommerwagen“ der Straßenbahn. Die Seiten waren offen, nur mit Planen abgedeckt. In einem Besuchsjahr (um 1939) gab es ein schweres Straßenbahnunglück. Die Bahn wurde aus der Kurve getragen, offensichtlich hatten die Bremsen versagt. Der Wagen durchbrach die Brückenmauer und stürzte auf den Alle-Seitenweg, wo ich ihn fast senkrecht stehend gesehen habe. Bei dem Unfall ist ein Mädchen tödlich verunglückt. Auch in Erinnerung ist mir die O-Bus-Linie von Allenstein nach Kortau. Diese elektrisch betriebenen Busse sah ich dort zum ersten Mal.

rho

Kindheitserinnerungen

Der Artikel „Kinderspiele in der Heimat“ im AHB 259 bringt einer Leserin Erinnerungen an glückliche Kinderzeiten zurück.
Kindheitserinnerungen vor der Haustür Roonstraße 79 in Allenstein sind mit meinen 87 Jahren immer noch lebendig und werden wohl nie vergessen:
Mit dem Puppenwagen stolzieren. Mit dem Roller wie eine Wilde um die Regierung sausen. Höflich mit Knickschen die Hausbewohner begrüßen. Mit der Peitsche die Kreisel tanzen lassen. Wer hat den größten Murmelbeutel? Kullerreifen trudeln lassen. Lackbilder tauschen. Auf einem Bein von Quadrat zu Quadrat hopsen. Seilchen springen. Wer darf die ersten Söckchen in einem kühlen Mai tragen? Ausschreien: Engelbrecht – Teufelsbrecht! Zunge rausstrecken, zanken, vertragen, hinfallen, Knie aufschlagen. Das alles gehörte dazu. Auf dem Hof auf der Klopfstange sitzen. Mit der Schmalzstulle auf zum Wasserturm, Verstecken spielen. Selig ins Bett fallen.

Anneliese Schneider, geb. Engelbrecht
Barnimstraße 42, 10249 Berlin

Hauptaltar der Herz-Jesu-Kirche

Unser Leser Helmut Köhler, der noch am 20. Januar 1945 bei der Morgenmesse in der Herz-Jesu-Kirche ministriert hat, wies darauf hin, dass wir im AHB 259 versehentlich einen Nebenaltar der Herz-Jesu-Kirche abgebildet haben. Daher nochmals der Hauptaltar auf der vorderen Innenseite.

Wir gratulieren

zur Diamantenen Hochzeit

Sylvester und Ingrid Tuchscherer, geb. Petrikowski, früher Horst-Wessel-Str. 2, jetzt 06179 Langenbogen, am 10.09.2015.
Angezeigt durch Klaus Petrikowski, 14479 Potsdam, Hans-Marchwitza-Ring 7.

zum Geburtstag

93 Jahre Hedwig Brogatzki, geb. Pistolla, früher Allenstein, Str. d. SA 28, jetzt 82110 Germering, Alfons-Baumannstr. 9 B, am 19.02.2016

90 Jahre Christel Preuss, geb. Engelberg, früher Stärkenthaler Weg 86, jetzt 50389 Wesseling, Finkenweg 15, am 12.01.2016

Margarete Foltin, geb. Burger, jetzt 24220 Flintbek, Hörn 12, am 12.06.2015

85 Jahre Georg Wegner, früher Kortau, jetzt 45886 Gelsenkirchen, Holtkamp 29, am 22.02.2016

Hans-Dieter Bluhm, früher Herrmann-Göring-Str. 26, jetzt 64289 Darmstadt, Lichtenbergstr. 24, am 26.03.2016

82 Jahre Irmgard Zapolski, geb. Peters, früher Liebstädter Str. 34, dann AH-Allee 14a, jetzt 59494 Soest, Ruhrstr. 21, am 20.02.2016

Ingrid Tuchscherer, geb. Petrikowski, früher Horst-Wessel-Straße 2 (am Langsee), jetzt 06179 Langenbogen, Friedensstr. 11, am 01.10.2015

Lothar Wisseling, früher Händelstr. 19, jetzt 18273 Güstrow, Str. d. DSF 54, Tel./Fax 03843-334445, am 29.03.2016

80 Jahre Georg Kozik, früher Allenstein, Millitär Chausee 1, jetzt 29410 Salzwedel, Gartzstr. 3, am 15.12.2015, angezeigt von Schwester Edith Vogg, Salzwedel

Reinhold Krause, früher Str. d. SA/Warschauer Str., jetzt 39576 Stendal, Prinzenstr. 36, am 04.02.2016

80 Jahre Wolfgang Czolbe, früher Oberstr. 11 u. ab 1943 Kleeberger Str. 30, jetzt 22844 Norderstedt, Matthias-Claudius-Weg 15, am 24.03.2016

76 Jahre Karl-Heinrich Müller, 51065 Köln, Rhodiusstr. 23-25, am 27.11.2015, angezeigt von Renate Müller, 50825 Köln

72 Jahre Ute Wehrstedt, früher Roonstr. 73, jetzt 72147 Nehren, Dußlinger Str. 21, am 24.01.2016

Suchanzeige

Am 22. Januar 1945 wurden drei Personen in der Kämmereigasse in Allenstein vor ihren Wohnhäusern von russischen Soldaten erschossen. Bei den Toten handelt es sich um Frau Klara Steffen *1906, Frau Emilie Hinz *1915, und Herrn Woelki. Nach langem und intensivem Forschen fanden wir heraus, dass die drei auf einem mit Gras und Bäumen bewachsenen Hügel am Ende der Kämmereigasse ihre letzte Ruhestätte fanden.
Wir Kinder haben zur Erinnerung an unsere Mütter Steffen und Hinz Kreuze und für Herrn Woelki ein Gedenktäfelchen an die Bäume gehängt, das allerdings weder seinen Vornamen noch sein Geburtsdatum enthält. In Kürze soll ein Kreuz mit vollständigen Angaben für Herrn Woelki aufgehängt werden. Er hätte es verdient, denn er hat sich damals schützend vor die Frauen gestellt.
Wir würden uns freuen, wenn jemand entsprechende Angaben machen könnte.

Bodo Hinz, Beethovenstr. 9, 48691 Vreden
Tel.-Nr. 02564-31041, E-Mail: rebo.hinz@versanet.de

Wir gedenken

Gedenktafel in der Propsteikirche Gelsenkirchen

Unser Ehrenmitglied Dr. Heinz Daube ist verstorben

Kurz nach Vollendung seines 90. Lebensjahres ist unser Ehrenmitglied und langjähriger Vorsitzender Dr. Heinz Daube von uns gegangen. 16 Jahre lang, von 1983 bis 1999, war er Vorsitzender der Stadtgemeinschaft.

Heinz Daube übernahm dieses Amt in einer für die Stadtgemeinschaft sehr schwierigen Zeit. Das Verhältnis zur Patenstadt Gelsenkirchen stand nicht zum Besten und über die landsmannschaftliche Arbeit gab es unter den Allensteinern sehr unterschiedliche Auffassungen.

So galt es zunächst, die Arbeit innerhalb der Stadtgemeinschaft zu konsolidieren. Heinz Daube widmete sich dieser Aufgabe mit großem Erfolg. Es gelang ihm, auch andere zur Mitarbeit zu gewinnen und ein Team zu bilden, das sich mit großem Engagement für die Stadtgemeinschaft einsetzte.

Dabei war sein vorrangiges Ziel, den Zusammenhalt der ehemaligen Allensteiner zu fördern. Es fanden wieder große Jahrestreffen statt, an denen sich mehrere tausend Allensteiner einfanden, um fröhliche Stunden im „Hans-Sachs-Haus“ zu verleben.
Heinz Daube gelang es auch, durch gute Kontakte zu Vertretern der Stadt Gelsenkirchen das abgekühlte Verhältnis wieder zu beleben. Ein sichtbares Zeichen dieses Erfolges ist die Gedenkplatte für das Allensteiner Theater „Treudank“, die im Boden des Gelsenkirchener Musiktheaters eingelassen wurde.
Nach dem politischen Umbruch gewann die Unterstützung der in der Heimat entstehenden deutschen Vereine zunehmend an Bedeutung. Dies führte zu der Überzeugung, dass der Allensteiner Verein ein „Zu Hause“ für seine Arbeit benötigte und schließlich zu dem Entschluss, die Mittel für den Ankauf des Hauses Kopernikus bereitzustellen.
Unvergessen bleibt das erste Jahrestreffen der Allensteiner in ihrer Heimatstadt im Juli 1995. 3 Busse brachten 150 Allensteiner in ihre Heimat, die von der deutschen Minderheit mit überwältigender Freude empfangen wurden. Ein abwechslungsreiches Programm erwartete die Besucher: ein Festakt in der Pädagogischen Hochschule, eine Gedenkfeier auf dem Ehrenfriedhof in Jakobsberg und ein Picknick mit Musik und Tanz am Lansker See. Das Lagerfeuer entzündete der polnische Stadtpräsident persönlich. Erinnerungen, von denen wir heute noch zehren!
Für seine Verdienste wurde Heinz Daube das Goldene Ehrenzeichen der Landsmannschaft Ostpreußen und die Ehrenmitgliedschaft der Stadtgemeinschaft verliehen. Wir werden ihn stets in guter Erinnerung behalten.

Annemarie Günther / G. Hufenbach

Liegt alles so weit zurück:
Jugend und Heimatland,
Freunde und Glück – ,
rieselt der Sand
leis’ durch das Stundenglas.
Abend kommt still und blass
übers neblige Feld.
Bunt warst Du, Welt,
warst schön – und ich liebte Dich sehr.
Wie war es bei Dir?
Ich weiß es nicht mehr!
Alles verging – ich bin müd’ wie ein Kind,
leise, leise singt mir zur Ruh’
der Abendwind.

Agnes Miegel

Franz Josef Geisler	geb. 19.03.1925, verst. 18.02.2015, zuletzt wohnhaft in 42655 Solingen, Hossenhauser Str. 34, angezeigt von Ehefrau Margret Geisler
Johanna Schaffrin	verst. 16.12.2014, zuletzt wohnhaft in 44534 Lünen, Akazienstr. 5, angezeigt von Elisabeth Blazejewski, 22049 Hamburg
Gertrud Ruch	geb. Zundel am 22.02.1917, verst. 04.02.2015, früher Schubertstr. 9 od.10, zuletzt wohnhaft in 51061 Köln, Roggendorfstr. 39, angezeigt von Tochter Christa Ruch-Weber, Köln
Alfons Riediger	geb. 23.11.1933, verst. 22.05.2015, früher Plutken (Kr. Allenstein), zuletzt wohnhaft in 18198 Kritzmow, Satowerstr. 56, angezeigt von Irmgard Roß, 18198 Kritzmow
Heinz Boritzki	geb. 23.10.1929, verst. 14.07.2015, früher Osterode, langjähriger Mitarbeiter bei der Osteroder Zeitung nach der dt. Wiedervereinigung, zuletzt wohnhaft in 19322 Wittenberge, Bahnstr. 61
Beate Maria Stankowski	geb. 08.09.1939, verst. 24.06.2015, früher Allenstein, zuletzt wohnhaft in Düsseldorf
Heinrich Burkat	geb. 21.05.1922, verst. 15.06.2015, früher, Sterkentaler Weg 76, zuletzt wohnhaft in 48163 Münster, Seppenradeweg 36, angezeigt von Ehefrau Ursula Burkat, geb. Jablonski
Dr.-Ing. Heinz Daube	geb. 12.08.1925, verst. 18.09.2015, Träger des Bundesverdienstkreuzes, zuletzt wohnhaft in 45894 Gelsenkirchen, Lüdemannsweg 3
Lieselotte Wolf	geb. Schulz am 30.08.1932, verst. 24.08.2015, zuletzt wohnhaft in 47798 Krefeld, Weberstr. 9
Gertrud Hall	geb. Rügert am 03.01.1926, verst. 30.08.2015, früher Kämmereigasse 5, zuletzt wohnhaft 54 Belmont Ave, Denton Manchester M34 3QB England
Anton Eberlein	geb. 14.08.1932, verst. 28.07.2015, früher Gr. Bertung, zuletzt wohnhaft in 28110 Germering

Wir danken unseren Spendern

Liebe Spender,

Ihnen verdanken wir, dass alle Allensteiner und Freunde unserer Heimatstadt regelmäßig den Heimatbrief erhalten und damit die Erinnerung an Allenstein bewahren und weitergeben können. Ebenso ermöglichen Sie mit Ihren Zuwendungen die Arbeit der Geschäftsstelle und der ehrenamtlichen Mitarbeiter, kurz gesagt, Sie halten die Stadtgemeinschaft am Leben.
Da wir Ihnen nicht allen persönlich danken können, nennen wir die Namen aller Spender des vergangenen Jahres (01.11.14 bis 31.10.15), um Ihnen auf diesem Wege Dank zu sagen für Ihre Treue zur Stadtgemeinschaft. Wir bitten Sie, unsere Arbeit auch weiterhin zu unterstützen.

Der Vorstand

Abraham, Otto & Inge, geb. Höpfner
Adamietz, Ursula
Affeldt, Hannelore
Alexander, Reinhold Max
Allary, Kurt
Allary-Neumann, Edith
Allary-Neumann, Edith & Alfons
Alpheus
Ambrosius, Herbert & Lore
Anderson, Georg
Antonatus, Renate
Appel, Maria
Arendt, Otto & Magdalena
Aschenbrenner, Dieter & Annemarie, C. von Heydendorff
Auginski, Siegfried & Vera
Bachmann, Herbert & Elisabeth, geb. Zielinski
Bahmann, Annemarie
Bailly, Elfriede
Baklazec, Irene
Baldszuhn, Horst
Baldszuhn, Horst & Hildegard
Baller, Hans Jürgen
Barabas, Georg & Maria
Barczewski, Peter
Barczewski-Czodrowski, Hildegard
Bartsch, Stanislaus
Bartsch, Werner & Monika, geb. Witt
Bauchrowitz, Dietmar
Bauer, Anneliese
Baustaedt, Otfried & Cäcilia
Becker, Christel, geb. Kolberg
Berger, Hildegard, geb. Bockel
Berger, Ingeborg, geb. Walden
Bieletzki, Viktor & Irmgard, geb. Knobel
Biernatowski, Edeltraut
Birkner, Eva Maria
Bischoff, Hedwig
Blasche, Hans-Peter
Blazejewski, Elisabeth
Blechert, Hartmut & Ingeborg
Bleck, Hanna, geb. Parschau
Block, Alfred
Bluhm, Hans-Dieter
Bochnig, Doris
Bogoslawski, Theodor
Bohle, Gretel, geb. Boehm
Bohlscheid, Marie Luise
Bolewski, Christine
Borchert, Helmut Paul
Bordin, Gerhard
Borring, Uwe Bob
Bott, Ursula
Brandmaier, Hans & Elisabeth
Brede, Gertraude
Brehmer, Harald & Renate
Brennecke, Gisela
Bresch, Robert & Gertrud, geb. Preuss
Breuel, Brigitte
Broens, Edth, geb. Schmale
Brumlich, Hagen & Gabriele, geb. von Eschen
Brust, Susanne
Budde-Peters, Angelika & Jörn
Bunk, Horst
Burkat, Heinrich & Ursula
Butziger, Viktoria, geb. Drax
Cäcilia, Storm
Chlosta-Tilmes, Anita
Ciecierski, Helga, geb. Malewski
Conrad, Inge
Conrad, Peter
Cours, Edeltraud, geb. Fabeck
Czerlinski, Ingeborg
Czitrich, Erwin
Czogalla, Martin
Czolbe, Wolfgang
Dannacker, Brigitte
Dargiewicz, Irmgard, geb. Black
Daube, Heinz & Christa
Daube, Liselotte
Daum, Friedrich
Daum, Ruth Anneliese
Dedek, Johannes
Dellinger, Gertrud
Detmer, Alfred
Dippel, Brigitte, geb. Behnisch
Dittner, Felicitas
Dorowski, Georg
Drossel, Josef & Wladyslawa
Dulisch, Heinz
Dulisch, Irmgard, geb. Zecheja
Düsing, Waltraud
Eberwein, Martin & Eva, geb. Elbing
Eden, Erika, geb. Romalau
Eichler, Gerhard Dr.
Emmelheinz, Ingrid
Engels, Lothar & Herdis
Essen, Bernd von
Fabeck, Lothar
Fahl, Paul & Brigitte
Fallak, Wolfgang & Maria
Fenner, Günter & Christel, geb. Ritzkowski
Figurski, Hildegard
Fischmann, Klaus & Else, geb. Bastian
Flamma, Winfried
Foltin, Margarete, geb. Zielinski
Fontana, Christine
Forkel, Werner & Dorothee, geb. Wagner
Först, Karl & Wilma
Förster, Edeltraut
Fotschki, Ursula
Fox, Ursula
Fraesdorf, Rüdiger
Franke, Johannes-Joachim
Freitag, Annegret
Freitag, Werner
Friedrich, Paul
Frintrop, Anna
Frischmuth, Dieter
Frischmuth, Herbert
Fritz, Siegfried
Fröhlich, Ernst
Funk, Lothar
Gappa, Horst
Garbner, Irene
Gebauer, Adelheid
Gehrmann, Gerhard & Anna
Gehrmann, Irene
Gehrmann, Peter & Bianca
Gehrmann, Ursula
Geisler, Margarete
Gelenkirch, Waltraud
Gerhardt, Heinz Dr.
Gerhardt, Horst & Rosemarie
Giesel, Lia
Glowatzki, Herbert
Gnosa, Günter
Goede, Joachim & Rosemarie
Goldau, Horst
Gollasch, Helga, geb. Flack
Goriss, Herbert & Anita
Gosse, Manfred
Götz, Gerhard & Auguste
Gramsch, Reinhold
Granitzka, Dieter & Marie-Luise
Gratz, Edith, geb. Orlowski
Grönbeck, Martin & Sigrid
Grotzki, Georg
Grubert, Oskar Erich
Grünke, Edeltraud
Grunwald, Karin & Gerhard
Gruschlewski, Günter & Gertraud
Grzegorzewski, Ruth, geb. Wedemann
Guenther, Katjana
Günther, Annemarie, geb. Seeliger
Haasmann, Edeltraut
Haberkorn, Rudolf & Brigitte
Hacia, Jan August
Hagemann, Michael
Hagen, Brumlich & Gabriele, geb. Eshen
Hagen, Horst & Barbara, geb. Wessolowski
Hall, Gertrud, geb. Rügert
Hall, Stephen & Sabine
Hamer, Eva
Hammer, Hildegard, geb. Prengel
Hannack, Ursula, geb. Senkowski
Hantschmann, Jutta Dr., geb. Costede

Harder, Doris
Harkebusch, Christel, geb. Preuss
Hartong, Renate
Harwardt, Elli
Hasenberg, Anton & Hedwig, geb. Koslowski
Haus, Waldemar & Gabriele, geb. Wagner
Hausmann, Helene, geb. Werdowski
Heide-Bloech, Ilse Dr.
Heinrich, Aloysius & Angela
Heinrici, Georg & Maria
Heitfeld, Ingrid, geb Wagner
Hemberger, Waltraud, geb. Knifka
Hempel, Hans
Hensellek, Anton & Gertrud
Herder, Hildegard, geb. Sendrowski
Herkenhoff, Wolfgang
Hermann, Käthe, geb. Broschk
Hermanski, Georg & Hildegard
Herrmann, Bragard & Irmgard
Herrmann, Christel
Herzig, Irene
Heyde, Ursula
Heydecke, Eva-Maria
Hilleke, Reinhold
Hillert, Ingo & Ilse, geb. Putz
Hillgruber, Dieter W.
Hinnenthal, Helga
Hinz, Bodo
Hinz, Georg
Hinz, Gerhard
Hinzmann, Rainer
Hoffmann, Lothar & Gundborg
Hohmann, Alexander
Holch, Dorothea
Holecek, Birgit
Holz, Adolf
Hope, Eckhard & Monika
Horst, Helga
Horstmann, Peter-Jürgen
Hufenbach, Gottfried & Eve
Hufenbach, Joachim & Bärbel
Hüttche, Paul & Gertrud
Jäger, Rudolf & Adelheid, geb. Anglewitz
Jagodinski, Lucia von
Jagodinski, Ulrich von
Jakubowitz, Helmut & Christa
Janke, Anza, geb. Braun
Janowitz, Heinrich
Jaskulski, Gertrud
Jatzkowski, Elisabeth
Jelenowski, Edgar & Helene
Jelenowski, Georg & Ursula
Jockel, Erika
Johnigk, Josef & Wieslawa
Jonas, Peter
Kaber, Georg & Annemarie
Kaber, Paul
Kaboth, Gertrud, geb. Genatowski
Kaczmirzak, Elisabeth, geb. Czerwinski
Kalender, Norbert & Elisabeth
Kalinowski, Siegfried
Kalinski, Eduard & Dorothea, geb. Arendt
Kalski, Ferdinand
Kalwa, Gerhard Dr. & Ingeborg, geb. Krieger
Kanigowski, Hans-Günter
Kardekewitz, Klemens
Karnbach, Hubert
Kasperek, Willi
Katzmann, Helmut
Kauer, Georg
Kauer, Otto Gerhard & Ursula
Kayka, Jürgen
Kestner, Bernd
Keuchel, Anton & Ursula
Kewitz, Eduard
Kiewitt, Helmut & Edelgard, geb. Schacht
Kirchbach, Evelin
Kircher, Gerda
Kirschbaum, Bruno
Kiselowsky, Hans-Jürgen
Kissing, Anneliese Dr.
Kittler, Arno
Klaiss, Brunhild Katharina
Klask, Hans-J.
Klatt, Ulrich Dr. & Jutta
Kleemann, Charlotte, geb. Ehlert
Klein, Gerhold
Klein, Hildegard
Klein, Werner & Ruth, geb. Birkner
Klink, Heinz
Klobuzinski, Renate
Knabe, Siegfried
Knopf, Eduard & Christine, geb. Rautenberg
Koch, Christine
Koch, Helmut & Ilse
Koch, Luise
Koenen, Wilhelm & Brigitte, Neuber
Köhler, Helmut
Koitka, Edith
Kolb, Gertrud, geb, Materna
Kolberg, Horst & Edith
Kolitsch, Gudrun Dr., geb. Hagelstein
Kollak, Clemens
König, Erwin & Elsbeth
Königsmann, Paul
Kopist, Erika
Kopowski, Franz
Kopsch, Heinz & Irmgard, geb. Schäfke
Korczak, Artur
Kornalewski, Albert-Paul & Hedwig
Kosch, Eva Maria
Koslowski, Erich & Anita
Kosmodemiaskaia, Alla Dr.
Kowalski, Manfed & Maria
Kraft, Charlotte und Gerhard
Kraska, Wolfgang
Krause, Anton
Krause, Gertrud
Krause, Gisela
Krause, Konrad & Irmgard
Krebs, Georg & Margarete
Kremer, Markus
Kremser, Brigitte
Kretschmann, Rudolf & Regina
Krogull, Georg & Hannemie
Krogull, Rita
Krüger, Monika
Kublik, Elisabeth
Kugler, Elisabeth
Kuhl, Andrea
Kühn, Eva
Kuhn, Hubertus & Trauthilde
Kulessa, Brigitte
Kulturstiftung der deutschen Gläubiger
Kunath, Werner
Kurz, Hubert & Rosemarie
Kutzfeld, Gudrun & Armin
Ladiges, Hildegard
Langanki, Regina
Lange, Irmgard
Langkau, Ernst
Laskawy, Helmut & Edith
Laszewski, Adalbert & Hildegard
Lawrenz, Siegfried & Gisela
Legien, Werner & Gerlinde
Lehmann, Wilhelm & Waltraud, geb. Matern
Lehnardt, Waldemar
Lehnhardt, Joachim & Anneliese, geb. Monkowski
Leroi, Hans-Joachim & Andrea
Ley, Horst
Liedmann, Georg & Eleonore
Lingnau, Johannes & Renate
Lion, Jürgen & Marianne
Littner, Rosemarie & Alexander
LM Ost- und Westpreussen KG Leverkusen
Lobert, Hedwig
Lobert, Irmgard, geb. Krämer
Lorkowski, Gertrud
Lovis, Hans-Dieter & Ingeborg, geb. Grunenberg
Lucassen, Hans
Lüdtke, Maria
Luetje, Hans
Luetje, Hans & Irmgard, geb. Witt
Macpolowski, Johannes
Makrutzki, Gertrud
Malewski, Gerhard & Renate
Malewski, Horst & Angelika, geb. Rautenberg
Malien, Peter & Dietlinde
Maluck, Horst
Manfeldt, Klara, geb. Suchowski
Manthey, Gerhard
Manych-Rüger, Jutta
Markart, Hans
Markowski, Adalbert & Margret
Markowski, Alfred
Marx, Angelika
Marx, Wolfgang & Ursula, geb. Forstreuter
Maser, Annemarie
Massner, Oswald
Massner, Waldemar
Mattenklott, Angela, geb. Witt
Mayr, Krimhild, geb. Leschinski
Mayr, Max
Meik, Irene
Meisenburg, Elfi, geb. Czyborra
Menges, Roswita
Merten, Justus
Meyer, Waldemar
Michalik, Hans-Jürgen & Elisabeth, geb. Wagner
Michalski, Sonja
Mischke, Bruno
Möhring, Reinhold & Margot
Monka, Werner und Gertrud
Moor, Theodor & Irene, geb. Kalender
Morgenstern, Gerd & Ingrid
Morschheuser, Dietrich
Mrowitzky, Rudolf
Mucha, Hubertus
Mülbach, Hermann
Müller, Hans & Ilse, geb. Kordeck
Müller, Hans Georg
Müller, Hans-Jürgen
Müller, Karl
Müller, Renate
Nather, Ulrich
Neumann, Alfons
Neumann, Johannes
Neumann, Luise & Paul
Ney, Werner
Nickel, Dorothea
Nickel, Irmgard
Niediek, Christine-Simone
Nigbur, Georg & Ursula
Nikelowski, Georg
Nikelowski, Ursula
Nikulla, Max & Marlies
Nowacki, Franziska
Nowakowski, Helmut
Oelpke, Jutta, geb. Knopff
Ohlendorf, Ingrid, geb. Schulz
Oldenburg, Elisabeth
Opiolla, Hartmut & Helga
Opiolla, Hermann
Ordon, Doris
Orlowski, Annemarie
Orlowski, Jochen
Orlowski, Rudi & Helene, geb. Lubowizki
Orlowski, Theresia
Ornazeder, Marianne
Ostermann, Alezard & Rita
Otta, Walter
Otto, Werner & Eleonore, geb. Burg
Pachan, Steffen
Patz, Edith
Paulwitz, Doris
Pawel, Aleksander Fröhlich
Peilert, Herbert
Peters, Hans-Jürgen
Peters, Jörn & Angelika, geb. Budde
Peters, Volkhard
Petrikowski, Erhard
Petrikowski, Klaus
Pick, Werner
Piefkowski, Heinrich
Pietzka, Alois Ewald & Brunhilde
Pinno, Gunther
Piontek, Georg
Plata, Agnes, geb. Makrutzki
Plewka, Dieter & Helga
Poerschmann, Adele
Poetsch, Anton & Monika
Pohlmann, Hubert Anton
Pokall, Günter & Gertrud
Pollheim, Adolf & Margarethe
Poschmann, Felix
Prengel, Gerhard
Preuss, Christel

Pulina, Hans & Else
Puschmann, Hans
Quednau, Renate, geb. Elbing
Queitsch, Werner
Quittek, Ernst & Christine
Radtke, Johannes
Radtke, Oskar
Rarek, Siegfried & Regina
Redeker, Wilhelm & Gisela, geb. Riedel
Reiber, Magdalena
Reich, Erich
Reichert, Werner
Reinsch, Norbert & Ursula
Rescher, Klaus-Peter
Rhode, Bernhard
Richter, Elfriede, geb. Baranowski
Ricke, Franz & Sigrid
Riedel, Klaus & Anita, geb. Borchert
Rieger, Liese-Lotte, geb. Sinnhoff
Ries, Rotraut
Ries, Rotraut, geb. Quednau
Rochel, Gerhard & Bärbel
Rodheudt, Walter & Monika, geb. Falkowski
Roensch, Volkmar
Rose, Rainer
Rosenbaum, Dagmar
Rosenbrock, Heino
Rossa, Lieselotte
Rothbart, Katjana
Ruhl, Christel
Ruhl, Christine
Ruhnau, Bruno
Ryfa, Adeltraud
Ryschewski, Christian & Heidemarie
Ryszewski, Hans-Joachim & Ingelore
Sabellek, Magdalene
Sadowski, Maria-Anne
Sandner, Werner & Ilse, geb. Haase
Schaffrin, Boris
Schaffrin, Horst & Hildegard Ludmilla
Schattauer, Christian
Scherer, Rudi & Irmgard, geb. Auginski
Scherschanski, Werner & Renate
Schieder, Ursula
Schielke, Siegmar
Schiemann, Adalbert
Schiweck, Agnes
Schlegel, Alfred & Brigitte, geb. Biernat
Schlossarek, Christel
Schmeisser, Werner
Schmidt, Walter & Maria
Schneider, Anneliese, geb. Engelbrecht
Schneider, Helga
Schnipper, Erika, geb. Piefkowski
Schoeneberg, Erich
Schönbach, Christel Maria
Schöndienst, Irma, geb. Haack
Schöneberg, Erich
Schöpf, Helmut & Ute, geb. Birkner
Schotten, Waltraut
Schrecker, Ilse-Dore, geb. Assmann
Schreiber, Erika
Schreiweis, Hermann
Schrinner, Edeltraut
Schröder, Luzie
Schroeder, Klaus-Dietrich
Schulemann, Edith
Schulz, Brigitte, geb. Lieder
Schulz, Erich & Eva-Maria
Schulz, Jürgen & Renate, geb. Drexler
Schulz, Leo
Schulz, Siegfried & Lore
Schwarz, Heinz-Werner & Ingrid, geb. Kopp
Schwarz, Ruth
Schwensfeier, Georg
Schwieger, Angela
Scolarikis, Angelika
Seemüller, Gertud, geb. Pudelski
Seidel, Clemens
Seiffert, Rosemarie
Sellke, Manfred & Margit
Sender, Edmund & Therese, geb. Moritz
Sendrowski, Bibiane
Sentker, Anna
Seyboth, Evemarie
Siefert, Erika
Siesmann, Paul & Anneliese, geb. Riepert
Singh, Dorothea
Skapczyk, Rosemarie, geb. Franke
Skibowski, Alfred
Skusa, Werner
Soden, Meinhard Dr.
Soden, Ulrich
Sohege, Dagmar
Solies, Christel
Sombrutzki, Gerhard & Angelika
Sommer, Christel
Sommerfeld, Hildegard
Sonnenberg, Benno & Rosemarie, geb. Schwede
Sosnowski, Irene
Sowa, Irmgard
Späth, Gertrud, geb. Tolksdorf
Sprindt, Maria
Stankowski, Peter & Anna
Stasch, Adelheid
Steffen, Alfred & Gertrud
Steffen, Helga
Steffens-Jansen, Erika & Horst
Stein, Klaus
Steppuhn, Johannes
Stinka, Helge
Stockdreher, Johannes
Stoffel, Hanne-Dore
Storm, Cäcilia
Storm, Ursula
Strassek, Hannes & Renate, geb. Risch
Straton, Ilse
Sudinski, Gertraud, geb. Ziermann
Taguntke, Horst
Tarnowski, Wolfgang Dr. & Katrin Dr.
Teichert, Günter
Teupe, Winfried & Edith
Theissen, Christel
Thormann, Brigitte
Tied, Erhard
Tiedemann, Bruno
Tiedt, Erhard
Tietze, Werner Herbert
Tiska, Dietlind
Tomaschewski, Albert & Maria
Toschka, Gerhard
Tresp, Joachim
Truckner, Christel
Trumpfheller, Kurt & Annemarie, geb. Rudigkeit
Tschannett, Waltraud, geb. Pohl
Tuchscherer, Sylvester & Ingrid, geb. Petrikowski
Uhl, Edith
Urban, Gerhard & Janina Christine
Urban, Gerold
van Rissenbeck, Elisabeth
Vogelbacher, Hildegard
Vogelsang, Ernst Dr.
Vogg, Edith, geb. Kozig
Vogt, Ruth, geb. Graupner
Volkmer, Irmgard
Vollbrecht, Eva
Vollmar, Gerhard & Mechthild
Vollmer, Dirk
von der Krone, Gertrud
von der Pahlen, Paul-Fr. & Sabine
Von Schele, Christa, geb. Sandner
Wagner, Bernhard Dr. & Inge
Wagner, Gisela-Marianne
Walter, Joachim & Heidrun, geb. Petrikowski
Walther, Ilse, geb. Kowalewski
Wardaschka, Georg
Warkowski, Reinhold & Irmgard
Warlich, Marianne
Wedig, Maria
Wegner, Georg
Wegner, Hannelore
Wehrstedt, Ingrid
Weichert, Horst
Weidmann, Maria-Magdalena
Weiss, Anton & Ilse, geb. Zimmernann
Weiss, Edtih
Welsch, Ilse
Wenzel, Annelore, geb. Sinnhoff
Wernicke, Edith
Westhoven, Ingrid
Wettig, Irmgard, geb. Spiewack
Wichmann, Günther & Hilde
Wiegand, Gertrud
Wiemann, Margarete, geb. Königsmann
Wieschnewski, Ewald & Margarete, geb. Poschmann
Wighardt, Cornelia
Wildenau, Alfons & Ingrid
Winter, Josef & Karin
Winter, Sieghard
Wippich, Kurt
Wisseling, Lothar & Charlotte
Wloczkowski, Adalbert
Wodtke, Ilse
Woike, Kurt
Wolf, Lieselotte
Wolff, Gisela
Wronka, Helmut
Zacharias, Hildegard
Zacheja, Ingrid
Zapolski, Romuald & Irmgard, geb. Peters
Zauner, Jürgen & Gertrud
Zekorn, Ulrich Dr.
Zenkert, Guido
Zentek, Antonius & Margot
Zentek, Klaus & Ruth
Zentek, Margot
Zerlin, Karl Heinz
Zielinski, Elsa
Zimmermann, Alfons
Zimmermann, Walter
Zink, Georg
Zühlsdorff, Kurt
Zwikla, Maria

Programm 61. Jahrestreffen

Vom 09.-11. September 2016 in Gelsenkirchen / Schloss Horst*

FREITAG, 09. SEPTEMBER 2016	15.00 Uhr Hotel ibis Stadtversammlung
	19.00 Restaurant Dubrovnik Zwangloses Beisammensein
SAMSTAG, 10. SEPTEMBER 2016	10.45 Uhr Propsteikirche Ökumenische Gedenkandacht
	11.00 bis 12.00 Uhr Heimatmuseum Unser „Treudank“ lädt zum Besuch ein
	13.00 Uhr Schloss Horst Öffnung der Bücher- und Verkaufsstände
	15.00 Uhr Glashalle Schloss Horst Feierstunde, musikalisch gestaltet durch den Bläser- und Posaunenchor Erle
	Begrüßungsansprachen Vorsitzende der Stadtgemeinschaft und der Kreisgemeinschaft
	Ansprachen Vertreter der Stadt Gelsenkirchen und der Stadt Allenstein/Olsztyn
	17.00 Uhr Tanz und Unterhaltung mit Andreas Kokosch
	24.00 Uhr Ende der Veranstaltung
SONNTAG, 11. SEPTEMBER 2016	10.00 Uhr Propsteikirche Katholischer Gottesdienst
	10.00 Uhr Altstadtkirche Evangelischer Gottesdienst

*Schloss Horst, Turfstr. 21, 45899 Gelsenkirchen

Ostpreußisches Landesmuseum in Lüneburg

Von 2014 bis 2016 wird sich das Ostpreußische Landesmuseum neu aufstellen. Es erhält zusätzlich eine „Deutschbaltische Abteilung“, eine Abteilung „Integration der Vertriebenen“ mit Schwerpunkt Lüneburg sowie „Ostpreußen heute“. Ein neu zu errichtendes Eingangsgebäude wird direkte Zugänge in die Dauer- und Sonderausstellungen, zum Brauereimuseum und in die Deutschbaltische Abteilung erlauben. Über das 500 Jahre alte so genannte „Scharffsche Haus“ wird der Museumshaupteingang in die „Heiligengeiststraße“, also direkt in die berühmte Altstadt Lüneburgs verlegt.
Zudem erweitert das Museum seine Dauerausstellungsfläche auf über 2.000 qm und passt sie heutigen Zielgruppen und Fragestellungen an. Hinzu kommen ein angemessener Vortragssaal, größere und schönere Räume für die Museumspädagogik, erweiterte Depot- und Werkstattflächen, ein Museumscafé sowie ein Museumsladen – alles barrierefrei. Die Rahmenbedingungen für die länderübergreifende wissenschaftliche Arbeit werden durch neue Arbeitsplatzausstattungen und einen Konferenzraum ebenfalls verbessert.
Aufgrund der Umbaumaßnahmen gibt es zurzeit keine Sonderausstellungen.
Die jetzige Dauerausstellung auf über 1.500 qm und 5 Etagen kann jedoch noch bis Anfang des kommenden Jahres zu großen Teilen besichtigt werden. Sie widmet sich der über siebenhundertjährigen deutschen Kultur und Geschichte der Region mit den Abteilungen über Landesgeschichte / Naturkunde / Malerei und Grafik / Geistesgeschichte und Literatur / Kunsthandwerk / Ländliche Wirtschaft.
Durch den Umbau sind ab Ende Oktober 2014 jedoch einige Ausstellungsbereiche, etwa die Jagdabteilung, leider nur eingeschränkt zugänglich. Seit Mitte Februar 2015 ist das Museum für mehrere Monate komplett geschlossen. Für diese Umstände bitten wir um Ihr Verständnis.
Bitte beachten Sie aber auch die Informationen auf unserer Internetseite.
So haben wir bis zur vorübergehenden Schließung des Museums zwar keine Sonderausstellungen mehr, aber unser Veranstaltungsprogramm ist vielfältig und wird nach wie vor teilweise auch in anderen Räumlichkeiten stattfinden.
Wir freuen uns, wenn Sie weiterhin den Weg zu uns finden und die spannende Entwicklung unseres Museums verfolgen.

Ostpreußisches Landesmuseum
Ritterstraße 10, 21336 Lüneburg, Öffnungszeiten: Di – So 10 – 17 Uhr
Tel.: 04131 – 75 99 50, Fax: 75 99 511, Email: info@ol-lg.de
www.ostpreussisches-landesmuseum.de

Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen

Sonderausstellungen und Veranstaltungen

19.09.15 - 28.02.16	Die Reichskanzler der Weimarer Republik Ausstellung der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Heidelberg
13.03.16	Frühlingserwachen – der etwas andere Ostermarkt
13.03. – 29.05.16	Schloss Lekow – Renaissance eines Gutes in Pommern
04.06. – 21.08.16	Der Tiermaler Dieter Schiele – Pferde und Jagd
22.05.16	Internationaler Museumstag
03.09.16 – 05.03.17	800 Jahre Deutscher Orden in seiner Residenz Ellingen
19./20.11.2016	21. Bunter Herbstmarkt

Kabinettausstellungen

Januar - April 2016	Vom Zauber alter Städte – Ermland und Masuren
Mai - Sept. 2016	500 Jahre Reinheitsgebot: Bier und Brauereien in Ostpreußen damals und heute
Okt. – Dez. 2016	Land der vielen Himmel – Memelländischer Bilderbogen Die Fotosammlung Walter Engelhardt

Dauerausstellungen zur Stadtgeschichte in Ost- und Westpreußen

Stuhm, Schloß
Goldap, Haus der Heimat
Johannisburg, Städt. Kulturhaus
Lyck, Wasserturm
Lötzen, Festung Boyen
Pr. Holland, Schloß
Rastenburg, I. Liceum
Rosenberg, Hist. Feuerwehrhaus
Saalfeld, Stadtverwaltung

Ganzjährig Dauerausstellung zur Geschichte und Kultur Ostpreußens im Altvaterturm auf dem Wetzstein bei Lehesten, Thüringer Wald

Änderungen vorbehalten.

Öffnungszeiten: April bis September Di - So 10-12 und 13-17 Uhr
Oktober bis März Di - So 10-12 und 13-16 Uhr

Kulturzentrum Ostpreußen, Schloßstr. 9, 91792 Ellingen
Tel.: 09141 – 86 44 0, Fax: 86 44 14
www.kulturzentrum-ostpreussen.de, info@kulturzentrum-ostpreussen.de

Hinweise der Redaktion

Redaktionelle Beiträge

Wir bitten Sie, Ihre Beiträge spätestens bis zum 30. April bzw. 31. Oktober per Post an die Geschäftsstelle oder an StadtAllenstein@t-online.de zu übersenden. Bei allen Einsendungen wird das Einverständnis vorausgesetzt, dass die Redaktion berechtigt ist, Änderungen und Kürzungen vorzunehmen und den Zeitpunkt der Veröffentlichung zu bestimmen. Ein Rechtsanspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

Fotos und Dokumente

Bitte senden Sie nur Originale ein, wenn sie im Archiv der Stadtgemeinschaft verbleiben sollen. Für erbetene Auskünfte und Rücksendungen fügen Sie bitte Porto bei. Bitte haben Sie ein wenig Geduld, wenn eine Antwort sich verzögert; auch die Mitglieder der Redaktion arbeiten ehrenamtlich.

Geburtstage ab 70 Jahre

Für die Veröffentlichung im AHB müssen die Geburtstage in jedem Jahr erneut mitgeteilt werden. Die Redaktion geht davon aus, dass die Genannten mit der Veröffentlichung einverstanden sind. Bitte die in der 2. Jahreshälfte liegenden Geburtstage bis Ende April und die in der 1. Hälfte des folgenden Jahres liegenden bis Ende Oktober einsenden.

Familienanzeigen, Änderungen der Anschrift, Bestellung AHB

Bitte verwenden Sie für alle Anzeigen den eingefügten Vordruck. Um Fehler zu vermeiden, schreiben Sie bitte möglichst deutlich und übersichtlich.

Spenden

Für die Aufnahme in die jährliche Spenderliste wird gebeten, auf den Überweisungen außer dem Nachnamen auch den Geburtsnamen der Ehefrau anzugeben.

Der Heimatbrief ist Deine Brücke zur Heimat.

Nur Deine Spende kann ihn erhalten!

Volksbank Ruhr Mitte, BIC GENODEM1GBU

IBAN DE79 4226 0001 0501 0259 00

Zum Neuen Jahr

Zwischen dem Alten,
zwischen dem Neuen
hier uns zu freuen,
schenkt uns das Glück,
und das Vergangne
heißt mit Vertrauen
vorwärts zu schauen,
schauen zurück.

Stunden der Plage,
leider, sie scheiden
Treue von Leiden,
Liebe von Lust;
bessere Tage
sammeln uns wieder,
heitere Lieder
stärken die Brust.

Leiden und Freuden
jener Verschwundnen
sind die Verbundnen
fröhlich gedenk
O des Geschickes
seltsamer Windung!
Alte Verbindung,
neues Geschenk!

Dankt es dem regen,
wogenden Glücke,
dankt dem Geschicke
männiglich Gut,
freut euch des Wechsels
heiterer Triebe,
offener Liebe,
heimlicher Glut!

Andere schauen
deckende Falten
über dem Alten
traurig und scheu;
aber uns leuchtet
freundliche Treue;
sehet, das Neue
findet uns neu.

So wie im Tanze
bald sich verschwindet,
wieder sich findet
liebendes Paar;
so durch des Lebens
wirrende Beugung
führe die Neigung
uns in das Jahr.

Johann Wolfgang von Goethe

Die Redaktion wünscht allen Lesern

ein frohes Weihnachtsfest und ein glückliches Neues Jahr!

Vordruck für Anzeigen

Geburtstag

Bitte die im 2. Kalenderhalbjahr liegenden Geburtstage bis Ende März und die im 1. Kalenderhalbjahr des folgenden Jahres liegenden bis Ende Oktober einsenden.

Alter	
Vorname Name Geburtsname	
Adresse in Allenstein	
Heutige Adresse	
Datum des Geburtstags	

Todesfall

Vorname Name Geburtsname	
Geburtsdatum Sterbedatum	
Adresse in Allenstein	
Heutige Adresse	
Angezeigt von	

Änderung der Anschrift

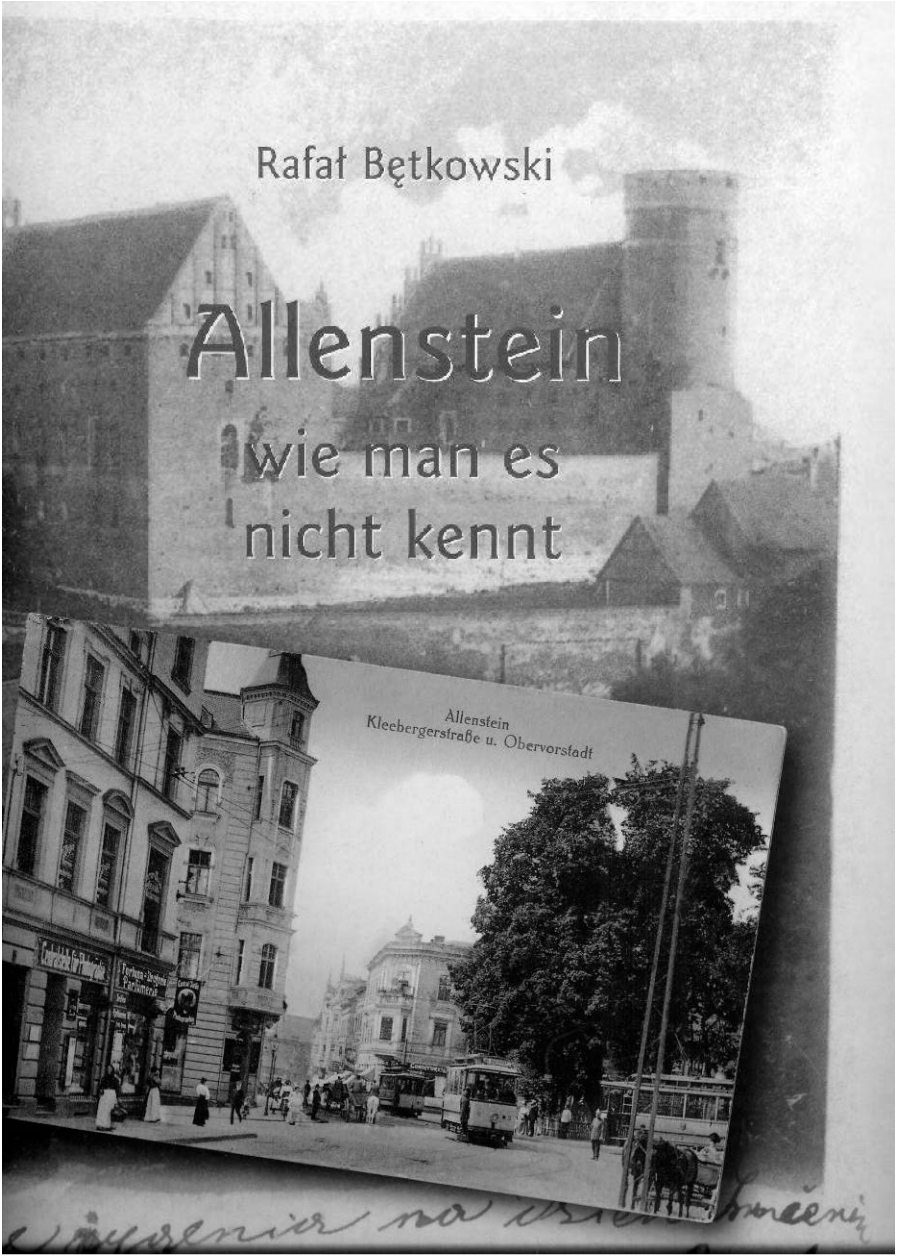
Vorname Name Geburtsname Geburtsdatum	
Alte Anschrift	
Neue Anschrift	
Telefon	
E-Mail	

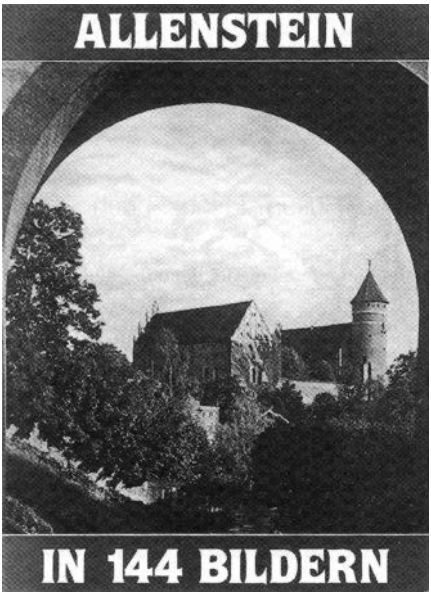
Bestellung des Heimatbriefs

Vorname Name Geburtsname Geburtsdatum	
Anschrift	
Telefon	
E-Mail	

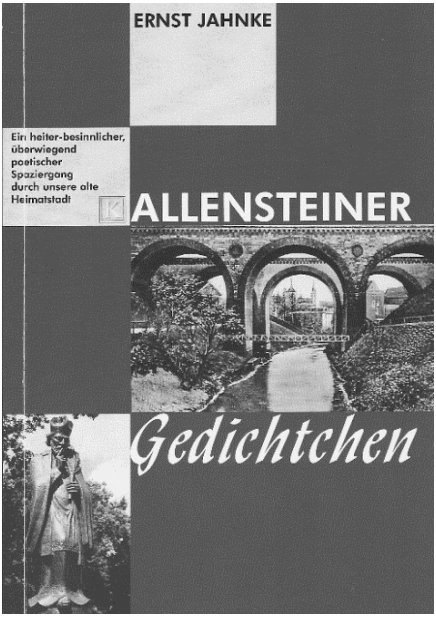
Bitte heraustrennen, ausfüllen und im Umschlag einsenden an:

Stadtgemeinschaft Allenstein, Vattmannstr. 11, 45879 Gelsenkirchen


Rafał Bętkowski
Allenstein
wie man es
nicht kennt
Allenstein
Kleebergerstraße u. Obervorstadt



Ein Gang durch Allenstein vor 1945. Die zahlreichen Fotos werden ausführlich erläutert und durch eine Schilderung der Stadtentwicklung, eine Zeittafel und einen Stadtplan ergänzt. Eine historische Karte von Ostpreußen mit den Wappen der ostpreußischen Städte rundet das Bild ab.



Der Verfasser führt uns durch die Stadt seiner Jugend zu seinen Lieblingsplätzen und beschreibt in humorvollen Versen, ergänzt durch Abbildungen und kurze Texte, Sehenswürdigkeiten und Besonderheiten unserer Heimatstadt.

Beide Bücher ergänzen einander und vermitteln dem Leser einen umfassenden Eindruck von unserer Heimatstadt. Sie sollen helfen, die Erinnerung zu bewahren und auch unseren Nachkommen zeigen, wie schön unser Allenstein einmal war. Sie sind auch im Doppelpack erhältlich.

Archivmaterial aus Nachlässen bewahren!

Werfen Sie bei der Auflösung von Nachlässen Urkunden, Karten, Bilder und Bücher aus der ostpreußischen Heimat nicht in den Müll.

Stellen Sie diese Unterlagen bitte der Stadtgemeinschaft zur Verfügung.

Angebote unserer Stadtgemeinschaft

	Euro
Geschichte der Stadt Allenstein von 1348 – 1943 von Anton Funk	64,00
Patenschafts-Chronik Allenstein in Gelsenkirchen	2,00
Telefonbuch von Allenstein 1942, gedruckt	2,50
Telefonbuch von Allenstein 1942, auf CD	5,00
Berichte über die Luisenschule	1,00
Stadtplan von Allenstein, schwarz-weiß	1,00
Aufkleber, Allensteiner Stadtwappen	1,00
Vertrauen sieht überall Licht von H. Bienkowski-Andersson	2,00
Geliebtes Leben von H. Bienkowski-Andersson	2,00
Allenstein in 144 Bildern von Johannes Strohmenger	7,50
Allensteiner Gedichtchen von Ernst Jahnke	7,50
Beide Allensteiner Bände im Doppelpack	12,00
Fegefeuer, genannt Kortau von Stanislaw Piechocki	10,00
Arzt auf verlorenem Posten von Dr. Paul Mollenhauer	5,00
Allenstein wie man es nicht kennt von Rafal Betkowski	25,00
Die vier Jahreszeiten in Ermland und Masuren von M. Wieliczko	7,00
20 Große Preußen, Lebensbilder preußischer Persönlichkeiten	6,00
Die Prußen - Die alten Bewohner Ostpreußens	3,00
Ostpreußen – Was ist das?	1,00

Als Vierfarbendruck

Stadtplan von 1940	4,00
Stadtkarte Allenstein, gez. von H. Negenborn	4,00
Kreiskarte Allenstein Stadt und Land, gez. von H. Negenborn	5,00
Vier Aquarelle Allensteiner Motive, Reproduktionen DIN A3, pro St.	1,50
Reiseführer Ostpreußen, Westpreußen und Danzig mit Skizzen, Karten und Fotos, 12. Auflage	14,50
Touristische Landkarte, Ermland und Masuren, Maßstab 1:250.000, zweisprachig polnisch/deutsch	8,00
Farbiger Stadtplan des alten Allenstein von 1913 (50 x 75 cm)	9,00
Kleiner Stadtführer von Allenstein	3,00

Hinzu kommen die Kosten für Verpackung und Porto.

Ihre schriftliche Bestellung senden Sie bitte an StadtAllenstein@t-online.de
oder Stadtgemeinschaft Allenstein, Vattmannstr. 11, 45879 Gelsenkirchen

Impressum

Herausgeber
Stadtgemeinschaft Allenstein e.V., www.StadtAllenstein.de
Vorsitzender: Gottfried Hufenbach, Danziger Str. 12, 53340 Meckenheim, Tel. (02225) 700 418

Redaktion
Christel Becker, Sassenfelder Kirchweg 85, 41334 Nettetal 1, Tel. (02153) 5135
Hanna Bleck, Lüdinghauser Straße 69, 48249 Dülmen, Tel. (02594) 5551
Bruno Mischke, Alter Weg 68, 47918 Tönisvorst, Tel. (02156) 8519

Geschäftsstelle
Vattmannstraße 11, 45879 Gelsenkirchen Telefon (0209) 29 131, Fax (0209) 40 84 891
Email: StadtAllenstein@t-online.de
Die Geschäftsstelle ist am Dienstag (Christel Becker) von 10.00 bis 12.00 Uhr telefonisch zu erreichen.

Heimatmuseum „Der Treudank
Dienstag von 10.00 bis 13.00 Uhr (Thomas Nowack) geöffnet

Spenden für den AHB
Volksbank Ruhr Mitte, IBAN DE79422600010501025900, BIC GENODEM1GBU

Erscheinungsweise
Zweimal jährlich im Sommer und zu Weihnachten

Auflage
2.500 Exemplare

Herstellung
DCM Druck Center Meckenheim